

1988

Michael Schmitz

Wanderer kommst du nach O. / Ein Maispaziergang durch ein frühlingserwachtes, frischgewaschenes Oberhausen

6

Hans-Walter Scheffler

Eine Stadt wehrt sich / Die Geschichte der Protestaktionen gegen den Rückzug der Industriekonzerne

27

Helmut Kawohl

Ein Jahr lang feste gefeiert / Ein Bilderbogen vom 125. Geburtstag Oberhausens

34

Dietrich Behrends

25. Stimme mit der Stallaterne gesucht / Die Höhen und Tiefen der Oberhausener Ratsfraktionen während der letzten 40 Jahre

42

Klaus Müller

Grüße von Anno Dazumal / Oberhausener Ansichten auf alten Postkarten

53

Hans-Walter Scheffler

Wie der Stau nach Oberhausen kam / Autobahngeschichte(n) in unserer Stadt

64

Edmund Koch

Tennis in Oberhausen / Der „Weiße Sport“ in der Wiege der Ruhrindustrie

68

Rainer Suhr

In der Unterwelt / Ein Gang durch die Kanäle der Abwasserversorgung

75

Michael Petrykowski

Hohe Schule des Steckenpferdes / Meister-Bastler plaudern aus der Hobbywerkstatt

80

Dietrich Behrends

Belgier warfen Beigeordneten ins Gefängnis / Bewegte Schicksale in Sterkrader Bürgermeisterei

85

Helmut Stoltenberg

Ein Blick unter die Narrenkappe / Geschichte des Oberhausener Karnevals

92

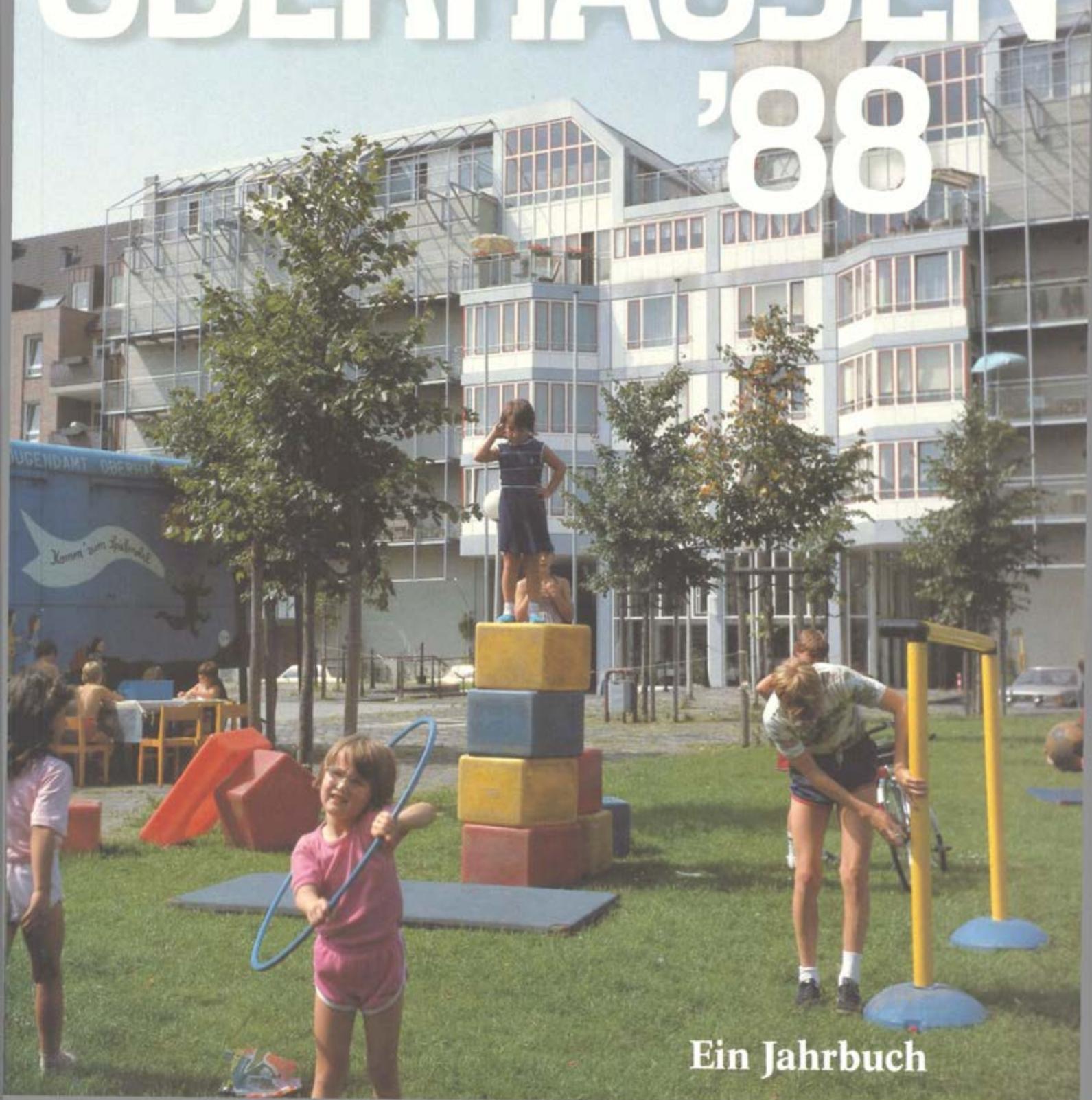
Michael Schmitz

Immer ausgebucht / Von der Volksbücherei zur Stadtbibliothek

97

Irmhild Piam Pferde unterwegs / Ein Oberhausener Spezialtransportunternehmen arrangiert weltweiten Pferdetransport	102
Rolf Weihrauch Gewerbegebiet Nord-Ost / Erfolgreiche Mittelstandsunternehmen	105
Rolf Weihrauch Die Emscher entsorgt das Revier / Wie ein Fluss für den flüssigen Abfall von 2,1 Millionen geopfert und am Ende wieder sauber wird	108
Frank Lamers Willy Jürissen – Oberhausener Fußballidol für Generationen / Der Torwart mit der Mütze erinnert sich an gute und an schlechte Zeiten	111
Susanne Hüsken-Frambach Die Sterkrader Fronleichnamskirmes / Ein Volksfest als Fotomotiv	114
Silbermedaillen für die Heimatgeschichte / Gedenkmünzen der Oberhausener Stadtparkasse	124

OBERHAUSEN '88



Ein Jahrbuch

TITELBILD:

*Der Südmarkt, früher mit seinen Großmarkthallen eher trist,
ist heute ein städtebaulicher Blickfang.*

HERAUSGEBER:

*Plitt Verlag Oberhausen
in Zusammenarbeit mit der Stadt Oberhausen
und mit freundlicher Unterstützung
der Stadtparkasse
© Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck auch auszugsweise nur mit
Genehmigung des Verlages*

KONZEPTION UND REDAKTION:

Friedhelm Fox, Ha-Jo Plitt

GESTALTUNG:

Claus Schneider

FOTOS:

*Archiv Emschergenossenschaft · Archiv WAZ
Ruth Gläser · Frank Goeldner · Gido Grümmer
Walter Himmel · Susanne Hüskens-Frambach
Foto Terriet · Klaus Werner · Karl-Heinz Wolff
Privatarchive*

HERSTELLUNG:

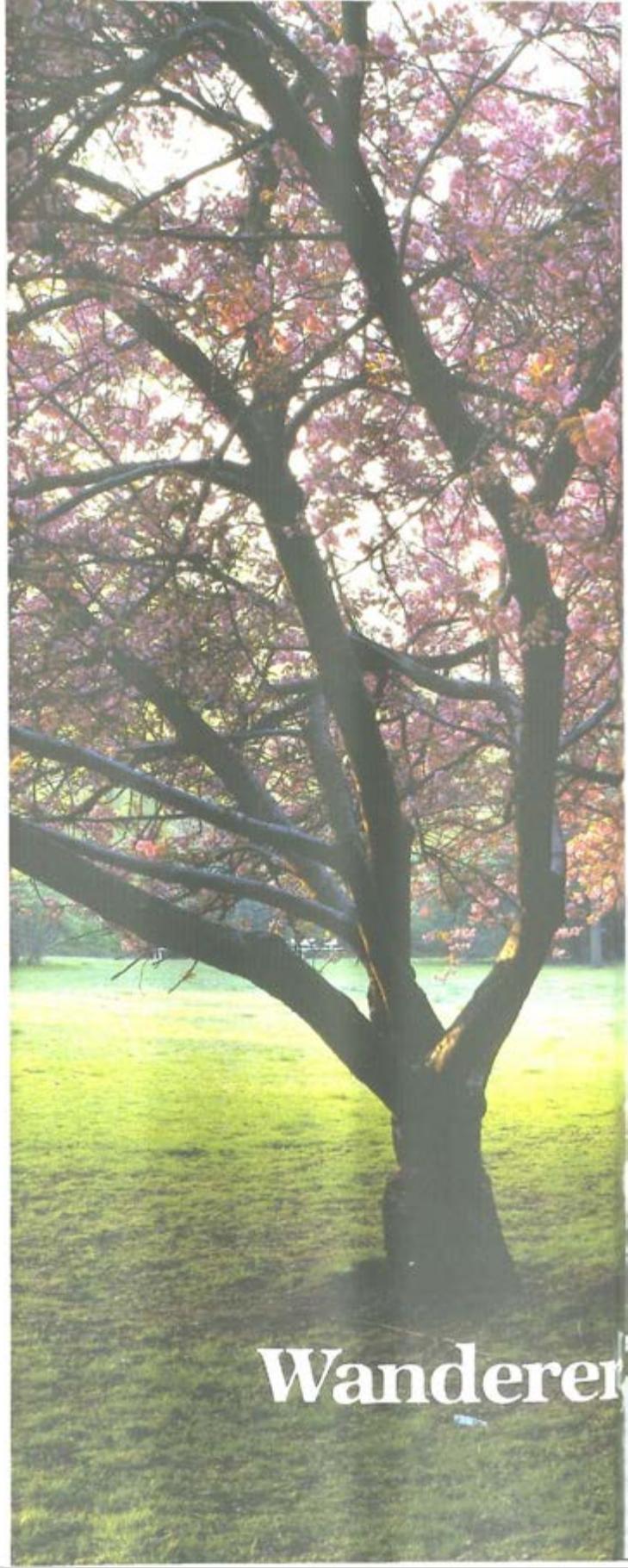
*Reproduktionen, Satz und Druck
Graphischer Betrieb Karl Plitt, Oberhausen
Feldstraße 21, Telefon 651509*

November 1987



VERLAG
OBERHAUSEN

Frühlingserwachen
im Königshütter Park, Bäume
und Sträucher haben ihr kristallen
glitzerndes Winterkleid abge-
legt, die ersten warmen Sonnen-
strahlen kreieren der Natur neue
Gewänder in wunderschön abge-
stuften Pastelltönen. Der Lenz
komponiert unserer Stadt
den ersten Satz einer farbenfrohen
Sinfonie der Vier Jahreszeiten,
poesievoll nachempfunden dem
gewaltigen Klangwerk Antonio
Vivaldis. Trete ein, heimgekehr-
tes Kind der Stadt, in den Kon-
zertsaal Oberhausen, lausche
den Orchesterstimmen der
Natur, die Deinen Weg durch die
bizarre Landschaft begleiten.
Entdecke die Kulisse einer Stadt,
die Dir eigentlich nur als ein
von der Industrie inszeniertes
Bühnenwerk bekannt ist.
Wanderer, verläßt Du sie wieder,
Deine Heimatstadt, berichte, Du
habest sie da leben gesehn, wie
der Taktstock der Zeit es befahl.



Wanderer



kommst Du nach *O.*

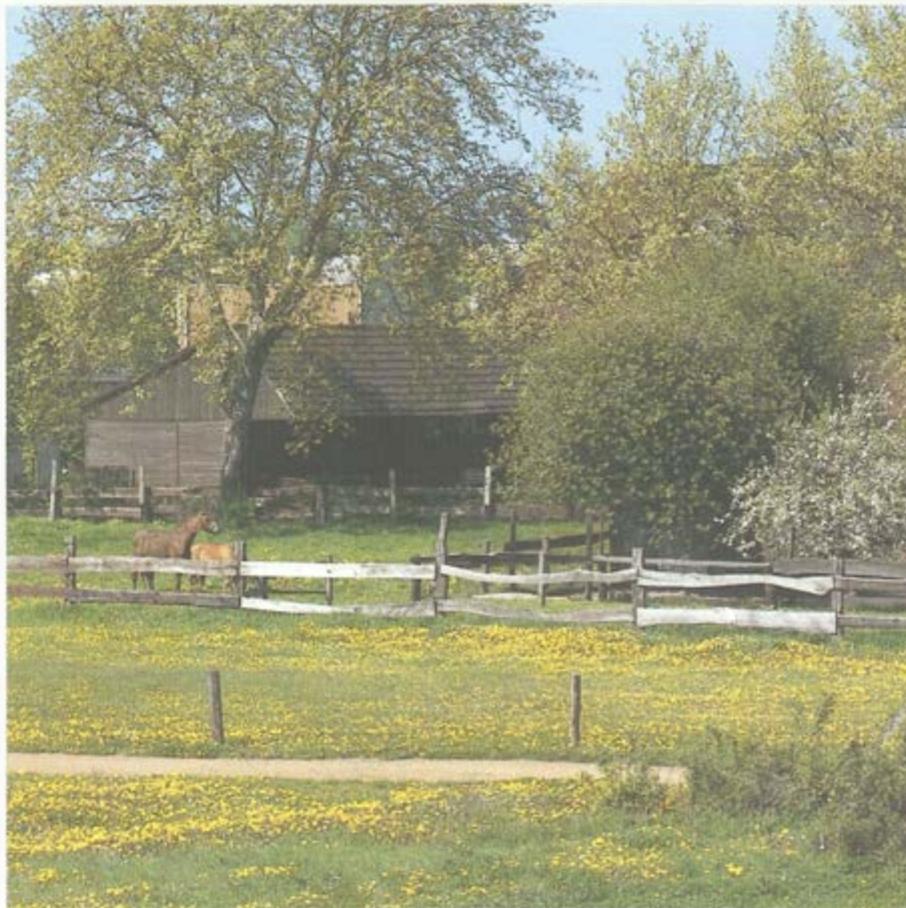
**Ein strahlend blauer Himmel hat sich über der Burg Vondern geöffnet,
er lockt die ersten gelben Blumen aus dem schon grün überfluteten Erdenreich,
die Dich am Wachturm des ehrwürdigen Gemäuers begrüßen.**

**Nagte an Steinen und Mörtel der historienumwobenen Burg nicht einst
der Giftzahn industrieller Zeiten?**

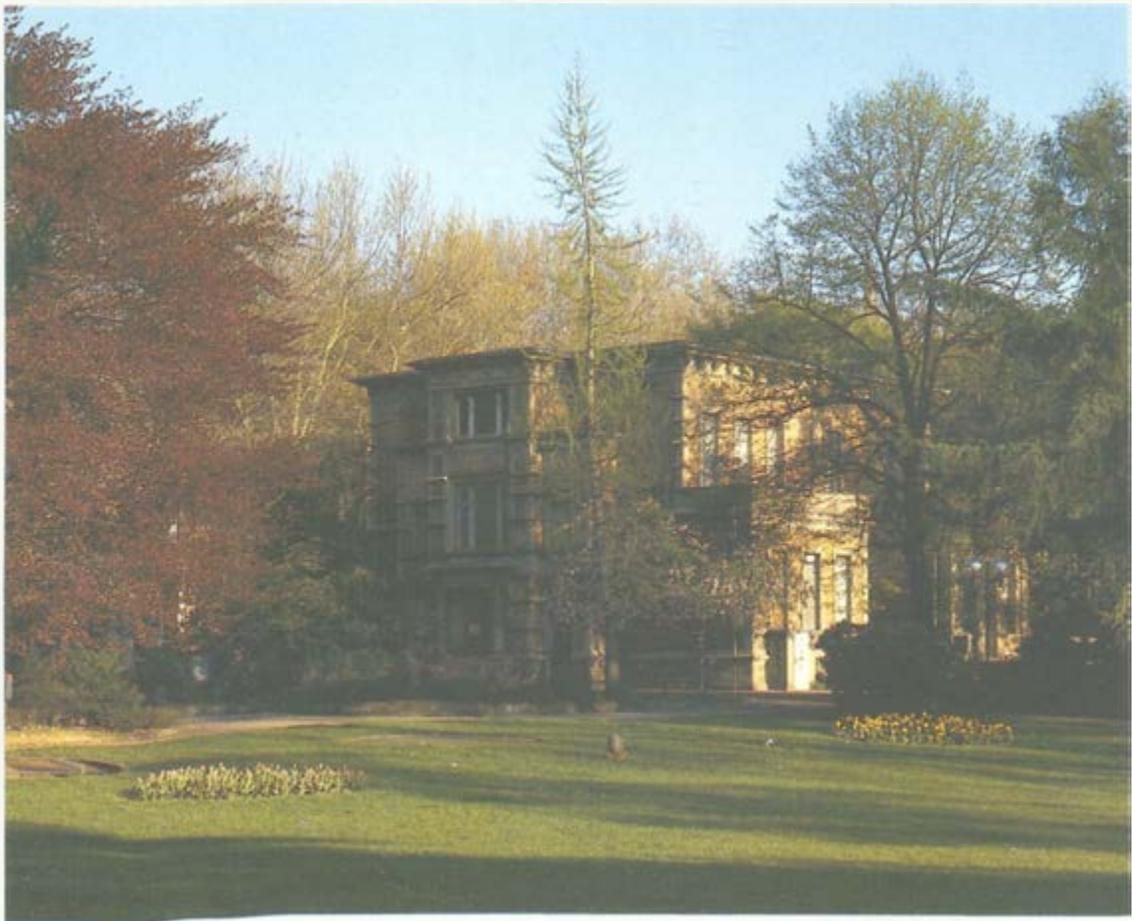
**Sicher, längst aber wurden schützende Hände angelegt, Denkmalschutz und
Denkmalpflege gehören zu den Geboten eines in allerletzter Minute
neuentdeckten Umweltbewußtseins. Und im Innenleben der
Burg, einst höfisch ausgestaffiert, später dann von Rindviechern, Borstenvieh
und Schweinespeck bevölkert, findest Du ein liebevoll gestaltetes
kulturelles Szenarium, lädt Dich ein Förderverein ein zur Teilnahme
an seinen vielfältigen Aktivitäten.**



**Und auch das sind einige beschwingte Frühlingstakte
in der naturbeflissenen Oberhausener Jahreszeiten-Sinfonie:
Hoch droben im Norden unserer Stadt formt sich ein vielfarbiges Mosaik
ländlicher Idylle, ein wohlgestalteter Brauner zieht prüfend
den erquickenden Frühjahrshauch durch die Nüstern.
Der Liebreiz des noch zarten Blätterwaldes spendet auch Dir Leben
und dennoch die so rare Ruhe und Entspannung inmitten der Hektik des
oft so tristen Alltags. Hast Du in Deiner Jugend Deine Stadt
je mit diesen Augen gesehen?**



Dann wieder der Sprung zurück in die Alt-Oberhausener Innenstadt. Eingebettet in die sorgfältig gepflegte Fauna des Königshütter Parks scheint die Villa Meuthen ihrer längst überfälligen Restaurierung entgegenzudämmern. Aber ist es wirklich der Eindruck eines erhofften Genesungsschlafes, den sie Dir vermittelt, hausen hinter ihrer brüchigen Fassade nicht kulturelle Geister? Findest Du hier nicht die Stadtbücherei? Das war einmal. Längst schon pulsiert in der Villa internationales Leben. Können sich die Westdeutschen Kurzfilmtage, unser weltweit bedeutsamstes Aushängeschild, einen phantasievoller umrahmten Hort wünschen?



Hier schlug die Geburtsstunde der Ruhrindustrie.

**Anmutig gebautes Fachwerk lugt aus dem grünen Plan hervor,
die St. Anthony-Hütte spiegelt ihr Antlitz im verträumten Weiher.**

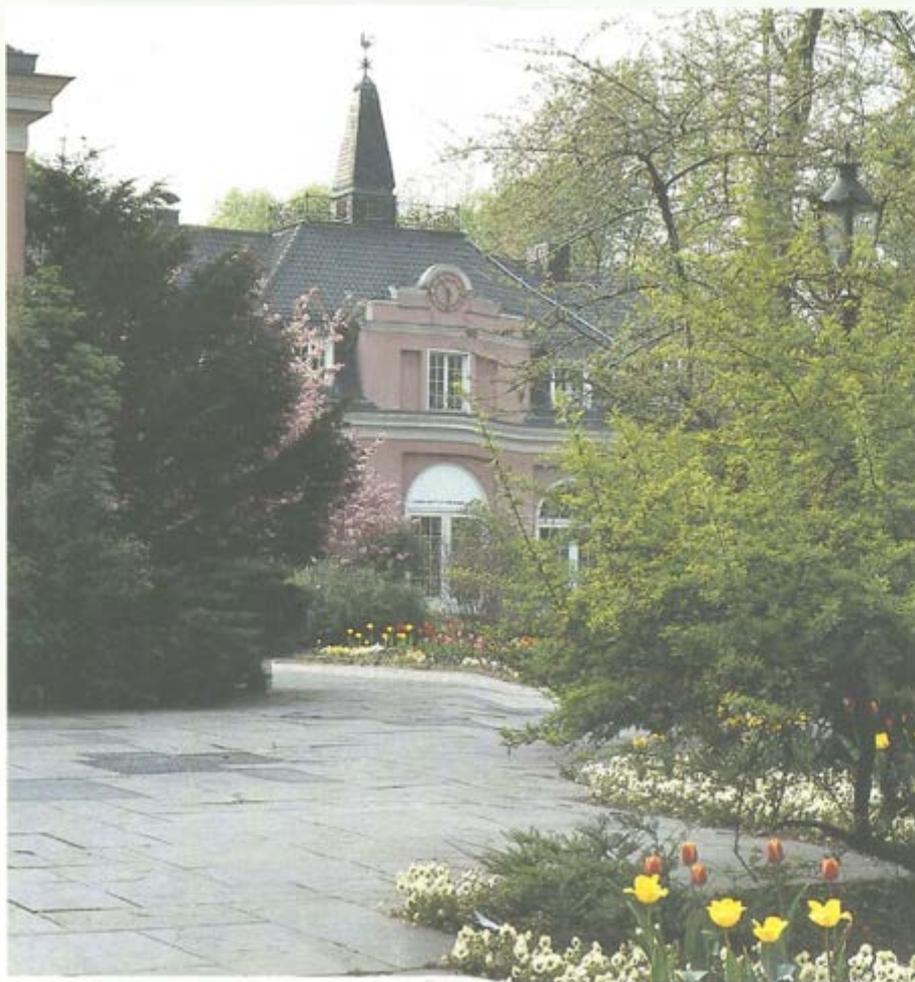
**Längst hat sie von ihrer jahrhundertelangen Symbolkraft
für unsere Stadt eingebüßt, an der kräftig ins Schwanken geratenen
„Wiege der Ruhrindustrie“ harren – hier unsichtbar – stillgelegte
Fördertürme und die Geister dem Erdenboden gleichgemachter Hochöfen,
singen dem einst so munteren Sproß des Reviers ein Trauerlied.
Gleichwohl werden sie nicht die Totengräber Oberhausens sein, gehe weiter,
lenke Deinen Schritt in ein anderes Oberhausen,
in eine Stadt auf neuen Wegen.**



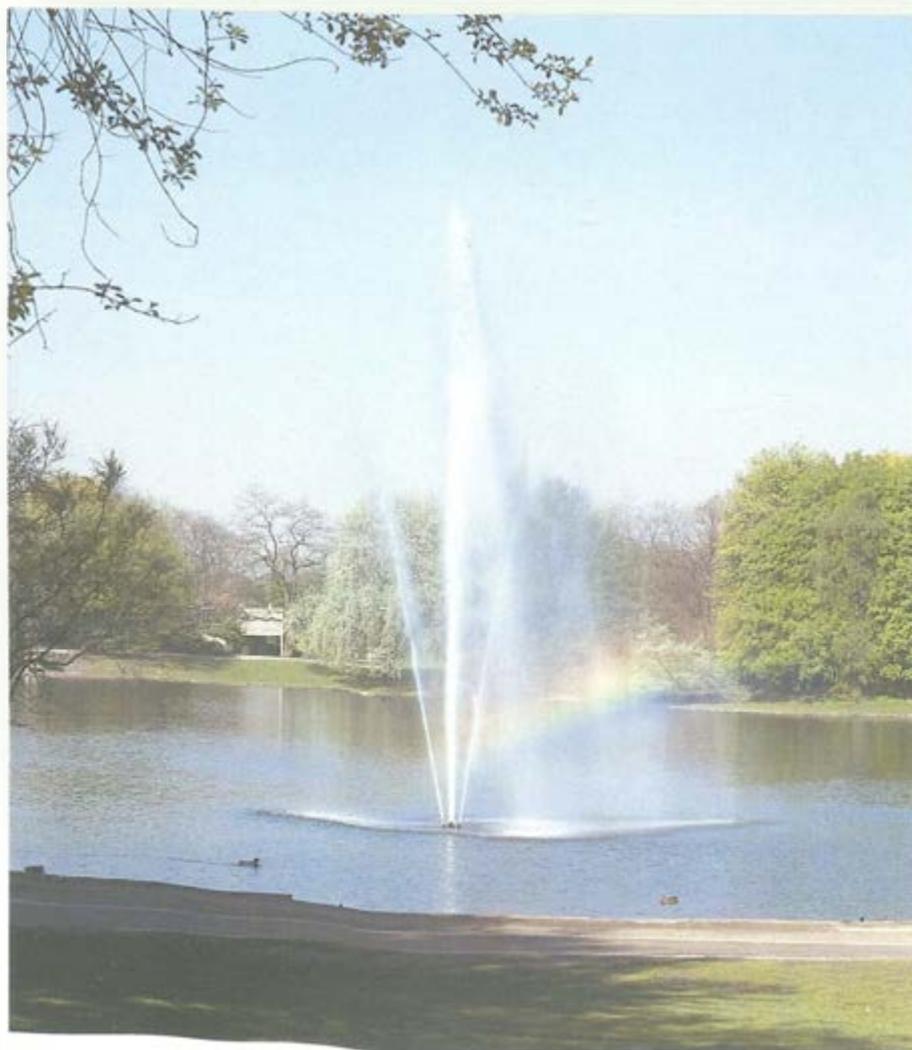
**Ja sicher, das kennst Du noch.
Mag sein, daß es dereinst wildwüchsiger war, nicht so sorgsam geglättet.
Aber diese Perspektive aus dem Kaisergarten heraus,
der Blick über den Tümpel vor dem Schloß hinweg auf die gegenüberliegende
Grafenbusch-Siedlung, er ist einladend wie eh und je, wenngleich er in
Deinen Oberhausener Jugendjahren wohl doch viel häufiger
von düsteren Schwaden getrübt wurde.**



Aber hier, hier blickst Du ganz unmittelbar und aktuell auf den Wandel. Nein, die Fassadenfarbe ist nicht gemeint, das zarte Rosa, Du weißt, hat Tradition in unserer Stadt. Was, meinst Du, verbirgt sich dahinter, der Wohnsitz einer kulturpolitischen Schloßdame? Wie lange nur hast Du an der Oberhausener Entwicklung vorbeigelebt! Nein, auch das Studio des Arbeitskreises Oberhausener Künstler ist gewichen. Beinahe 600 Werke aktueller Kunst der DDR haben sich im Ludwig-Museum versammelt, wandern von hier aus als Leihgaben in die Kunstpaläste der ganzen Welt. Hättest Du's Dir je träumen lassen, daß in Deiner Stadt einmal die größte DDR-Kunstsammlung der westlichen Welt beheimatet sein wird?



**Ein paar Schritte weiter nur hast Du dereinst geangelt mit dem
Vater, dem Onkel. Aber umflorte damals schon
das temperamentvolle Rauschen dieses Wasserspiels Dein Ohr?
Erhob sich damals schon ein Kunstwerk voll schlichter Natürlichkeit
aus dem Teich des Kaisergartens, trieben die Wasserfontänen
auch früher die Hechte ans Anglerufer im Karpfenteich?
Nein, die Hobbyfischer wirst Du heuer hier kaum noch finden,
sie spinnen ihr atemberaubendes Latein
längst an anderen Gestaden.**



Was sagst Du, verlaufen hast Du Dich?

Na, Du wirst doch Deine City noch erkennen. Wo Du bist?

Auf dem Südmarkt natürlich. Summertime in neuer Kulisse.

Wie, Du vermißt die trotz ihrer äußerlichen Monotonie so lebensfroh sprudelnden Großmarkthallen? Ich muß Dir gestehen, mir fehlen sie auch, fehlt auch die unvergleichbare Graupensuppe im frühmorgendlichen „Bambach“, die inmitten der Protagonisten unserer „sündigen Meile“ gelöffelt wurde. Sicher, was heute unter dem modischen Schlagwort „Wohnumfeldverbesserung“ in Szene gesetzt wird, sorgt nicht selten für Disharmonien in nostalgiegeschwängerten Empfindungen und Empfindsamkeiten. Im klaren Sommerlicht aber können auch uns nicht die vielfältigen Reize dieser Innovation verborgen bleiben.



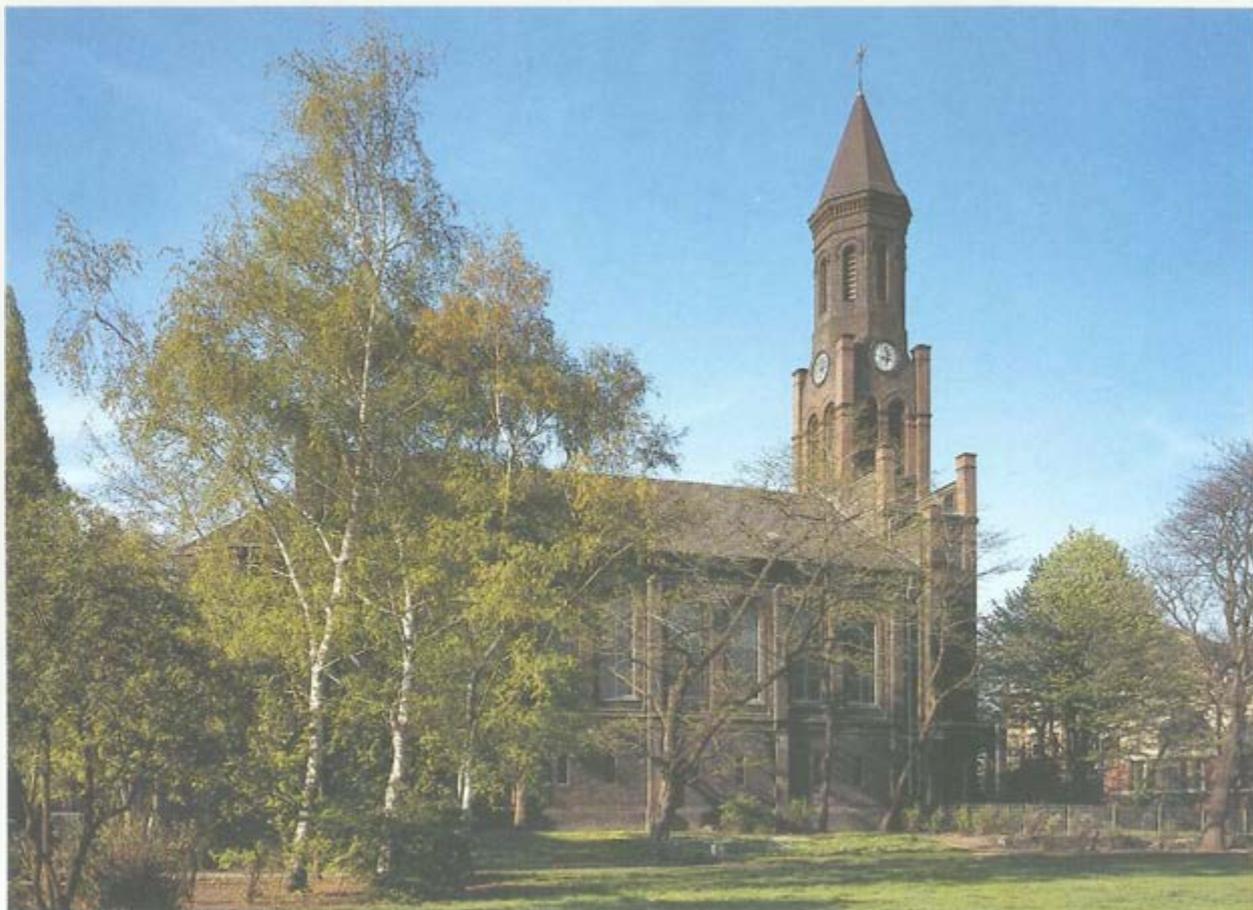
**Doch hier,
ein wenig weiter noch südlich, hier findest Du,
umrahmt noch einmal von einer frühlingshaften Klangfolge,
wieder ein Stück von Deinem alten Oberhausen, Alstaden besser gesagt,
Du kennst ja noch den Lokalpatriotismus unserer Südstädter.
Läute einmal an den Pforten dieser Siedlung an der Hiberniastraße,
so manches bekannte Gesicht wird Dich grüßen, hier hat man immer Zeit
für einen Plausch im Vorgarten.**



**Jetzt kommt Dir Deine Stadt mit fein herausgeputzter Geschichte.
Ja, ja, sie ist es wirklich, die alte Glasfabrik an der Duisburger Straße.
So schmuck hattest Du sie wohl nicht in Deiner Erinnerung.
Meinst Du wirklich, er paßt nicht mehr so recht in unsere Stadt, der Spruch
über dem Hauptportal: „Hier Heimat, Hier Vaterland“. Das mag angehen,
aber ist nicht hier auch ein Stück Deiner Heimat, ein Zeitzeuge
Deines Vaterlandes gebaut?**



**Dein Spielplatz als Kind,
unter dem Schutz der himmlischen Heerscharen,
die in der Christuskirche immer noch ihre Verehrung erfahren?
„Tempora mutantur, gewiß, et nos cum iis.“ Ja ist es denn möglich, hast Du
wirklich vergessen, was Dir Dein Lateinpauker schräg gegenüber
am alten „Staatlichen“ eingepaukt hat?
Darf ich übersetzen: Die Zeiten ändern sich, und wir mit ihnen.
Als Spielplatz hat dieser Minipark nämlich ausgedient,
wir haben uns daran gewöhnt, daß auch Menschen in unserer Stadt
Lebensraum finden wollen, die man in französischen Landen unter dem
weltberühmten Sammelbegriff Clochard zusammenfaßt. Warum Du keinen
siehst? Sind vielleicht gerade auf der Walz.**



**So klar wohl hat sich Dir früher der mächtige Gasometer
nie präsentiert, wenn Du im Grafenbusch spazieren gegangen bist.
Nun ja, es wird ja wohl auch bis zu Dir vorgedrungen sein,
daß die Schlote hier kaum mehr rauchen.**

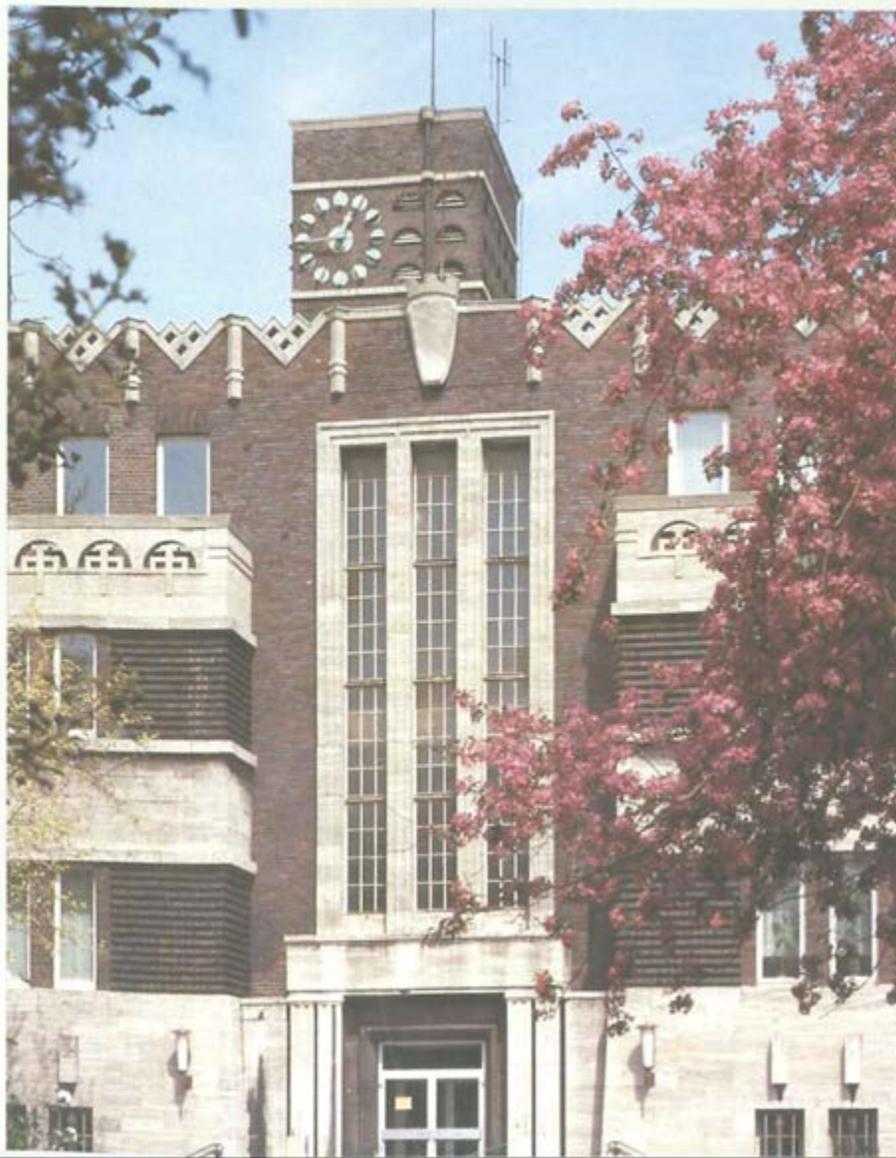
**Aber die hochherrschaftlichen Wohnsitze der Behrenssiedlung, ja, die gibt es
immer noch. Nur die Bewohner, das sind nicht mehr die von früher,
die Zechen- und Stahlbarone, sie sind ausgewandert, auch ausgestorben.
Tempora mutantur ... hast Du's behalten? Nein, nein, der Grafenbusch ist nicht
mehr das, was er früher einmal war.**



**Plagt Dich die Erinnerung,
verjagen düstere Schatten der Vergangenheit
den frohen Blick auf die Gegenwart, bist Du gebranntes Kind,
vielleicht einmal vom Amtsschimmel allzu kräftig getreten worden?
Nun halte aber mal die Luft an, Hand aufs Herz,
wenn Du unter den Arkaden in den Eingang des Verwaltungspalastes
entschwunden bist, hast Du nicht zumeist dort dienstbare Geister gefunden,
die Dir hilfreich zur Seite standen?**



**Du siehst Sie nicht, sagst Du.
Die Geister der Bürokratie, Du weißt doch,
wirken eher im Verborgenen. Nein, ich meine das wirklich nicht doppeldeutig,
warte doch, wenn vom ehrwürdigen Turm herab mit Big-Ben-Schlag
der Feierabend eingeläutet wird, dann wirst Du die Geister, die Du riefst,
gar nicht mehr los. Oder sollen wir nicht doch mal schnell rein, Freund,
fangen spielen, im Paternoster, wie früher. Erinnerst Du Dich noch,
wenn dann der kleine Dicke kam und uns aus seinem Bau jagte.
Dir konnte er ja nicht so viel, aber mir ... Die Krachlederne hat manch Lied
davon singen hören.**



Also ich muß schon sagen,
mit den Jahren bist Du ganz schön faul geworden.
Selbst die paar Stufen bis auf den Rathausturm waren Dir noch zuviel.
Zugig ist's hier oben, aber das Panorama ist doch wohl immer wieder herrlich.
Wie, Du bist auch nicht schwindelfrei, dann laß uns wieder runter,
ein paar Durchgänge Paternoster noch, kennst Du den mit der Pfeife?
Ach so, nur als jungen Bergmann. Tempora mutantur.
Meinst, Du nicht, wir sollten ...



... „Zwei Pils bitte!“
Mensch, sag hier bloß nicht Stadthalle,
ist vor ein paar Jahren umbenannt worden, nach Luise Albertz.
War ja schon 'ne tolle Frau.

Richtig, der mit der Pfeife eben, das war ihr Nachfolger.
Also ich finde, wir sitzen hier ausgesprochen gut „Zwei Pils bitte noch!“

Ach so, Du willst noch das Finale der Oberhausen-Sinfonie erleben.

Na gut, die letzten zwei. Klar, nehmen wir eben den Bus.
Wie, Straßenbahn, aus welchem Jahrhundert bist Du denn entschlüpft?
„Zweimal Endstation bitte!“



Brink, Aussteigen, Nordschacht.
Hier wird noch gefördert. Macht sich ja eigentlich ganz malerisch,
die Schachtanlage mitten im Grüngürtel, oder?
Concordia? Dicht. Alstaden? Dicht. Die anderen? Dicht.
Wie lange hier noch gefördert wird? Weiß ich auch nicht, weiß hier wohl
niemand in der Stadt so genau. Und die Antwort, die Du heute kriegst,
die kann morgen schon falsch sein. Trotzdem, wir lassen uns hier nicht
unterkriegen. Komm wir fahren zurück, Du wirst sehen ...



**... es raucht noch in unserer Stadt. Die Kokerei Osterfeld ist ja doch immer wieder ein imposanter Anblick, findest Du nicht auch?
Allerdings stehen die Zeichen auf Abschied. Wenn Du das nächste Mal kommst, werden die Feuer hier wohl erloschen sein.
Strukturwandel nennt man das heute. Und die Menschen?
Ja, an die wird viel zu wenig gedacht, die müssen sich eben mitwandeln.
Du weißt doch: Tempora ...**



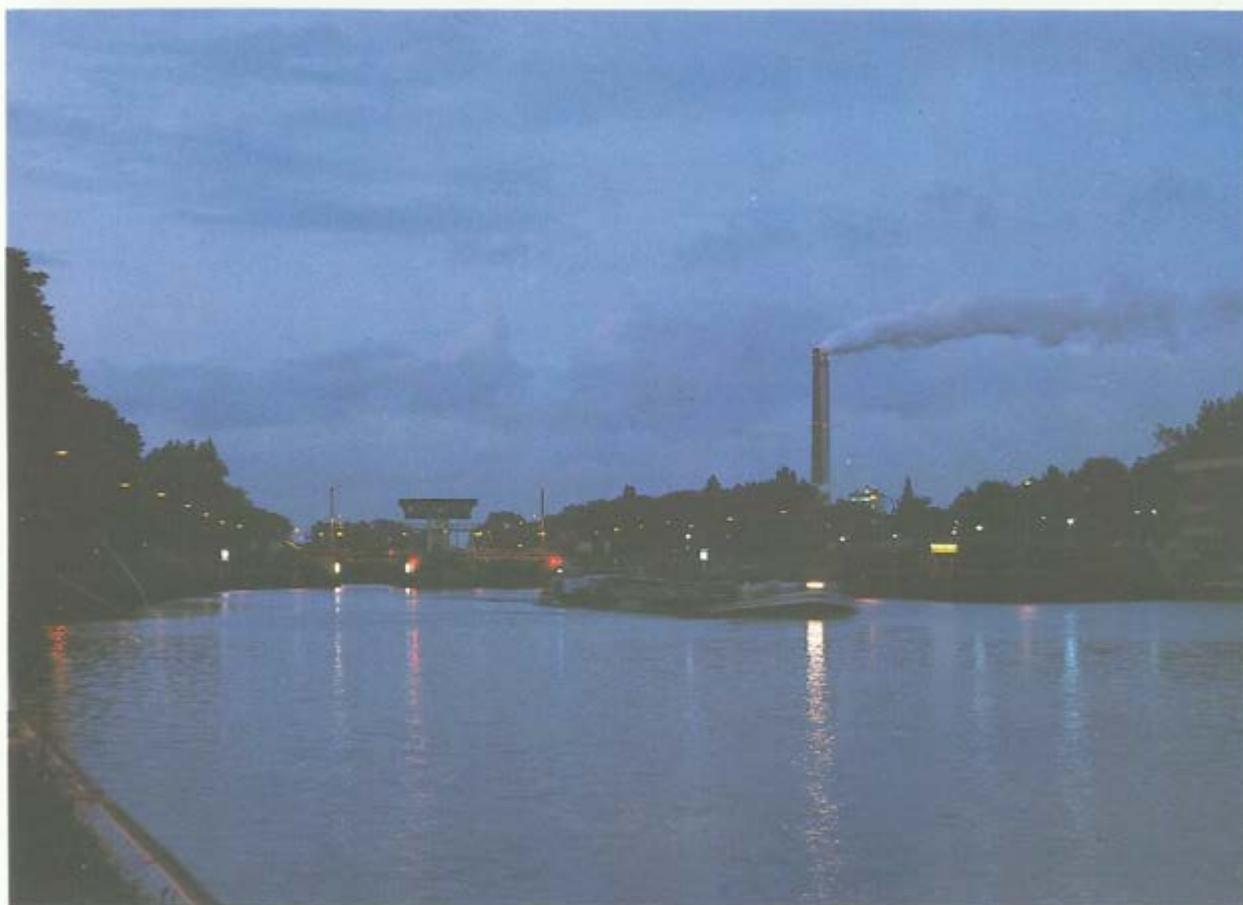
... mutantur, nimm es, wie Du willst. Auch hier, Frühling, Sommer, Herbst oder Winter, die Abendstimmung an der Schleuse Lirich bietet immer ein endlos romantisches Bild. Einen Schlußsatz voll elegisch abgestufter Melodik komponiert sie. Nein, nein, laß ein paar Feuer erlöschen, laß den ganzen Schnee verbrennen, die Lichter gehen hier nicht aus. Willst Du noch testen, wie es wird, wenn es Nacht wird über Oberhausen? Du meinst, das kennst Du?

Na, Du wirst Augen machen, vonwegen Weltuntergangsstimmung.

Na, hat Dir die Oberhausen-Sinfonie gefallen? Wie, der Schlußakkord ist etwas zu kräftig intoniert worden? Du wirst doch wohl nicht nur das Schädelbrummen als Erinnerung an Dein Oberhausen behalten. Und denk' dran, die Stadt kann

Dir jeden Tag ein neues, ein immer anderes Konzept geben.

Eintrittskarten bekommst Du überall.





EINE STADT WEHRT SICH

Hans-Walter Scheffler



Abergläubische Gemüter mußten sich bestätigt fühlen, als diese Nachricht am Freitag, dem 13. Februar, wie eine Bombe in der Stadt einschlug: „Die Thyssen Stahl AG plant, die Walzdraht- und die Profilstraße in ihrem Werk Oberhausen stillzulegen. Bis Ende 1988 könnten davon 1800 Mitarbeiter betroffen sein. Dagegen soll das Elektrostahlwerk weiterbetrieben werden. Ziel des Thyssen-Konzerns ist es, die Ver-

luste bei Draht- und Profilerzeugnissen abzubauen.“ Erst drei Tage später unterrichteten Vorstandssprecher des Unternehmens den städtischen Ältestenrat, wurde deutlich, daß in der einstigen „Wiege der Ruhrindustrie“ von den einmal vorhandenen 15000 ganze 1000 Stahl-Arbeitsplätze verbleiben sollten. In einer ersten Reaktion sprach die SPD von einem „drohenden Kahlschlag der Stahlbasis Oberhau-

„Trauer über den Absturz eines einstmals blühenden Unternehmens“: Der Abriß des Hochofens A 1980.

sen“, im städtischen Ältestenrat, der in gereizter Atmosphäre und in getrennten Sitzungen mit Thyssen-Vorstandssprechern und den Betriebsräten tagte, war von einem „Tod auf Raten“ die Rede. Die folgenden Wochen waren geprägt von einer „großen Koalition“ des Protests und der Suche nach überörtlicher Hilfe.

Bei einer Sondersitzung des Stadtrates am 23. Februar schwankte das Stimmungsbarometer zwischen Trauerfeier und Aufbruchstimmung. Einstimmig verabschiedeten die Ratsfraktionen von SPD, CDU und Bunter Liste eine Resolution, in der es hieß: „Die unvertretbare Kahlschlag-Politik des Thyssen-Konzerns trifft den Lebensnerv gerade der Stadt, die in der Vergangenheit bereits schwere und drückende Bürden im Rahmen des Strukturwandels im Revier tragen mußte. Wir fordern den Thyssen-Vorstand nachdrücklich auf, seine Pläne aufzugeben und stellen uns ohne Einschränkung hinter die Forderungen der Belegschaft und ihrer Interessenvertretungen. Der Rat der Stadt fordert von der Unternehmensführung, die mit Gewerkschaft und Betriebsrat abgeschlossenen Verträge, welche dem Ziel einer langfristigen Sicherung des Stahlstandortes Oberhausen dienen, einzuhalten, Personalabbau durch Schaffung von Ersatzarbeitsplätzen in Oberhausen zu kompensieren und ein entsprechendes Investitionsprogramm vorzulegen. Der Rat der Stadt stellt fest, daß angesichts der ohnehin erschreckend hohen Arbeitslosigkeit weitere Opfer nicht zumutbar sind.“

Trauer und Wut

Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond äußerte vor dem Stadtrat die Befürchtung, daß „jetzt die Existenz des Stahlstandortes Oberhausen insgesamt auf dem Spiel steht – allen Versprechungen und vertraglichen Abmachungen in der Vergangenheit zum Trotz“. Der Ratsvorsitzende erinnerte daran, daß Umstrukturierungsprozesse, Stilllegungen und Kapazitätsabbau zwischen 1964 und Ende 1986 zu einem Arbeitsplatzverlust von fast 10 000 Beschäftigten führten:

- 1947: Entflechtung der Oberhausener Hüttenbetriebe aus dem GHH-Konzern, Gründung der



„Die Wiege der Ruhrindustrie“: Blick auf das Thyssen-Werksgebiet.

Hüttenwerke Oberhausen AG (HOAG);

- 1950–1960: Bau neuer Walzstraßen, neue Grobblechstraße, neuer Hochofen, Bau der neuen Verwaltung, 13 600 Beschäftigte;
- 1964: Beschäftigungshöchststand mit 13 660;
- 1966–1968: Stilllegung der Hochofen 6, 7, 8 u. 9; 12 573 Beschäftigte;
- 1968: Eintritt in die Thyssen-Gruppe; ATH übernimmt Ak-

tiemehrheit der HOAG; 11 265 Beschäftigte;

- 1969: Stilllegung der Eisenhütte EO I; 10 144 Beschäftigte;
- 1971: Zusammenschluß der Betriebe Duisburg-Hochfeld und Oberhausen zur Thyssen Niederrhein Oberhausen (TNO). TNO ist hundertprozentige Tochter der ATH; Garantierklärung der ATH, die Stahlbasis Oberhausen zu erhalten; 9 681 Beschäftigte;



Solidarität breiter Bevölkerungskreise: Auch die Ruhrwerkstatt beteiligte sich am „Stahllaktionstag“.



Zeigten Flagge: Mitglieder der IG Metall unterwegs zu Protestaktionen.



Angst vor einer „toten Stadt“: Die IG Metall-Jugend errichtete symbolische Holzkreuze.

- 1972: Errichtung des Hochofens A, modernster Europas; 5965 Beschäftigte;
- 1977/78: Stilllegung des Siemens-Martin-Stahlwerkes und der Blockbrammenstraße, Wegfall von 1200 Arbeitsplätzen. Erhalt der Stahlbasis durch Bau eines Mini-Elektrostahlwerkes mit 50000 Monatstonnen; 7424 Beschäftigte;
- 1980: Abriß des Hochofens A auf EO II; Werksgelände EO I/II damit toter Produktionsteil; 6688 Beschäftigte; Inbetriebnahme des Elektrostahlwerkes mit 400 Arbeitsplätzen;
- 1981: Ankauf der 302000 Quadratmeter großen EO I/II-Fläche

durch die Landesentwicklungsgesellschaft;

- 1983: Stilllegung der Grobblechstraße und des Preßwerks; 6041 Beschäftigte;
- 1984: „Strukturanpassungsprogramm“, auch Konzept 900 genannt. Es sah Anpassung der Produktion und des Personals an den Absatz vor. In Oberhausen davon betroffen Walzdrahtstraße, Feinstahl, Walzstraße, Verkehrsbetriebe; 5189 Beschäftigte;
- 1986: Am 1. Oktober übernimmt Thyssen-Stahl AG die Betriebs- und Geschäftsführung der TNO. Seit 1974 bestehender Betriebs- und Geschäftsführungsvertrag Thyssen Stahl AG/TNO wird

aufgehoben. Die Belegschaft geht auf Thyssen Stahl über. TNO wird als Vermögensverwaltungsgesellschaft fortgeführt, die Selbständigkeit geht verloren; 4100 Beschäftigte.

Oberbürgermeister van den Mond angesichts dieser Chronologie vor dem Stadtrat: „Ich kann die Gefühle der unmittelbar Betroffenen verstehen. Auch ich empfinde nicht nur Trauer über den Absturz eines einstmaligen blühenden Unternehmens. Ich empfinde ebenso Wut und Enttäuschung, daß man offenbar nicht bereit ist, Verträge und Vereinbarungen einzuhalten. Wenn man Vereinbarungen verändern will, weil die Probleme angesichts der auf der europäischen Ebene betriebenen Stahlpolitik und der daraus resultierenden Wettbewerbsverzerrungen nicht verkannt werden können, ja dann muß diese Stadt von der Unternehmensseite verlangen, daß ein wegfallendes Produkt durch ein anderes ersetzt wird. Der Gigant Thyssen mit seiner umfangreichen Palette industrieller Unternehmungen muß sich seiner sozialen Verantwortung stellen und dafür sorgen, daß die in Oberhausen vorhandenen Produktionsanlagen durch andere, wettbewerbsfähige Fertigungen weitergenutzt werden.“ In einem Interview mit der WAZ erklärte van den Mond wenig später: „Es kann durchaus sein, daß die Unternehmen sich zurückziehen müssen, weil kein



Drei Stahlkocher schritten mit symbolischen Protestfackeln dem Protestzug am 18. März voran.



Auch Rundfunk und Fernsehen berichteten von der Oberhausener Großdemonstration.



Die Angst um die Arbeitsplätze wurde auch vor dem Arbeitsamt demonstriert.

Markt für den Stahl da ist. Aber auf einmal soll mit affenartiger Geschwindigkeit die Kommunalpolitik für Ersatzarbeitsplätze zuständig sein. Ich meine, da muß ein Unternehmenskonzept vorhanden sein. Aber kann man einfach sagen: Hier ziehen wir uns zurück, im übrigen war es nett hier bei euch in den letzten 125 Jahren – das war's denn?“

Der Oberbürgermeister ruft seine Mitbürger dazu auf, sich gemeinsam mit ihm auf dem „Stahlaktionstag“ am 18. März für den Erhalt der Arbeitsplätze einzusetzen. Auf einem Flugblatt der IG Metall heißt es: „Das geht alle an! Der Kahlschlag in den Hütten trifft den Bäcker an der

Ecke ebenso wie das große Kaufhaus in der City. Alle werden es spüren, wenn die Hütten platt sind und die Arbeitslosenquoten auf 30 Prozent steigen. Jeder muß wissen: An einem Arbeitsplatz der Stahlindustrie hängen zwei bis drei weitere Arbeitsplätze, zum Beispiel in der Weiterverarbeitung, im Kohlebergbau, im Handel und Handwerk, in der Verwaltung.“

35 000 Demonstranten

Totgesagte leben länger: Was sich am Mittag des 18. März, trotz des denkbar schlechten Wetters, vor dem Hauptbahnhof abspielt, ist eine ungewöhnliche Abstimmung mit den Füßen. Angesichts von 35 000 mobilisierten Menschen spricht der

IG Metall-Bevollmächtigte Heinz Schleißer von einer „großartigen Zwischenstation“ beim Kampf um 3000 Oberhausener Arbeitsplätze. Ein Ruck geht durch die Stadt. Die Breite der Solidarität wirkt beeindruckend. Da demonstrieren der Hausfrauenbund, die Köche der Luise-Albertz-Halle, Eisenheimer wie Osterfelder Schüler, Ensemblemitglieder des Theaters, Bergleute, Polizisten und Stahlkocher Seite an Seite. Dem Einfallsreichtum und der Spontaneität sind keine Grenzen gesetzt: Die einen kommen mit selbstgemalten Protestplakaten, andere geben Glühwein an frierende Demonstranten aus, wieder andere sammeln Unterschriften für den Erhalt des Stahlstandortes. Wann gibt es schon einmal eine derart breite Übereinstimmung in einer Großstadt, in der geballter Protest nicht so leicht organisierbar ist wie in dem überschaubaren Gemeinwesen des gleichfalls bedrohten Hattingen!

20 000 Menschen ziehen auf den Bahnhof zu, begleitet vom Glockenläuten der Marienkirche, allen voran mit rotierenden Blinklichtern die Wagen des städtischen Fuhrparks. Unter dem Transparent, das von der Entschlossenheit der Stadt zum Kampf gegen Arbeitsplatzvernichtung kündigt, drei Stahlkocher mit den symbolischen Protestfackeln, dahinter Oberbürgermeister van den Mond, der IG Metall-Vorsitzende Franz Steinkühler, die Spitzen der Parteien und Gewerk-

schaften, Europa-, Bundestags- und Landtagsabgeordnete. Immer länger wird der Zug auf dem Weg zur Kundgebung, der größte „Zuwachs“ kommt aus dem Rathaus; dort reihen sich die Marschkolonnen der EVO und der Stadtverwaltung ein. Beifall brandet auf, als der Lautsprecher den am Bahnhof Wartenden mitteilt: „Die Zugspitze hat das Rathaus erreicht, die Letzten überqueren soeben die Falkensteinstraße.“ Es scheint, als hielte die Stadt den Atem an, die Fußgängerzone in der Innenstadt wirkt wie ausgestorben, viele Geschäfte sind geschlossen, in ihren Fenstern hängen Protestplakate.

Wenn es brennt ...

Vor dem Hauptbahnhof richtet Oberbürgermeister van den Mond die „ernste Mahnung“ an alle Verantwortlichen: „Wenn es hier an der Ruhr brennt, wenn diese Städte unregierbar werden, wenn das Ruhrgebiet unregierbar wird, dann wird diese Republik insgesamt unregierbar.“ Würden die Thyssen-Pläne umgesetzt, werde auf makabre Weise doch noch so etwas wie der damals verhinderte Morgenthau-Plan verwirklicht. Im Ruhrgebiet seien keine Maschinenstürmer unterwegs, die sich jedem Fortschritt und jeder Umstrukturierung gegenüber sperrten: „Hier kämpfen Menschen, die mit Arbeit ihre Familien ernährt haben und weiter ernähren wollen. Nur um diese Arbeit auch in Zukunft geht es.“ Der OB verweist da-

rauf, daß die Stadt schon jetzt gezwungen sei, ihren Bürgern „das Letzte“ abzufordern; inzwischen müßten Sozialhilfeleistungen an über 11000 Bürger „in einem nie geahnten Ausmaß“ gezahlt werden. Der Thyssen-Betriebsratsvorsitzende Horst Weingärtner wirft den Verantwortlichen des Konzerns Vertragsbruch vor: „Wo bleibt unser Recht auf Arbeit?“ Der Gewerkschafter fordert Ersatz für die „abgeholzten Arbeitsplätze“: „Hier muß dringend aufgeforstet werden. Die Wiege der Ruhrindustrie darf nicht zum Friedhof werden.“ Auch der herzlich begrüßte Franz Steinkühler ruft aus: „Oberhausen muß leben. Hattingen darf nicht sterben.“

Die Stadt der tausend Feuer von gestern darf nicht zur Geisterstadt von morgen werden. Deswegen muß Thyssen für den konzerninternen Beschäftigungsausgleich sorgen.“ Steinkühler fordert die Stahlkonzerne zu einer grundlegenden Änderung ihrer Unternehmenspolitik auf. Der Flucht der Konzerne aus ihrer sozialen Verantwortung in Massenentlassungen, Werksstilllegungen und Standortvernichtung müsse Einhalt geboten werden.

Für die Kirchen ergreifen Superintendent Walter Deterding und Stadtdechant Franz Vorrath das Wort. Deterding sieht „die Zukunft einer ganzen Stadt in Frage gestellt“. Es sei „unchristlich und unmensch-



Die „Zukunftsinitiative Montanregion“ (ZIM) wurde in der Luise-Albertz-Halle von Ministerpräsident Rau vorgestellt.

Unterwegs nach Bonn: Oberhausener Stahlarbeiter am Hauptbahnhof.





Kumpel und Stahlarbeiter protestierten, als sich Johannes Rau in der Luise-Albertz-Halle für den Stahlstandort Oberhausen einsetzte.

lich“, wenn „in einer so reichen Gesellschaft“ Arbeitnehmer in die Massenarbeitslosigkeit abgeschoben würden. Der Protestant wörtlich: „Die Kirche darf nicht schweigen. Arbeitslosigkeit ist nicht von Gott gewollt, sondern von Menschen gemacht.“ Vorrath, der eine Grußbotschaft von Ruhrbischof Hengsbach verliest, fordert „Vorfahrt für den Menschen“. Er appelliert an die Verantwortlichen, „Schaden vom Ruhrgebiet abzuwenden. Diese Region braucht jetzt Solidarität und Zuversicht.“ Der IG Metall-Bevollmächtigte Heinz Schleußer ruft den Demonstranten zu: „Wer kämpft, kann verlieren. Wer nicht kämpft, der hat schon verloren.“ In Oberhausen wird weitergekämpft. Es folgen Wochen der Demonstration, Mahnwachen und Konferenzen, Wochen des Bangens und des Hoffens.

Am 16. Mai eilen NRW-Ministerpräsident Johannes Rau und ein Großaufgebot an politischer, gewerkschaftlicher und wirtschaftlicher Prominenz zu einer „Sonderkonferenz Montanregion“ in die Luise-Albertz-Halle. Drei Wochen zuvor hat der Thyssen-Aufsichtsrat die Stilllegung der 550er Profilstraße zum September 1987 und der Walzdrahtstraße II im Werk Oberhausen für Ende 1988 beschlossen – mit der Stimme von Altbundespräsident Walter Scheel. Die in Hamborn gefällte Mehrheitsentscheidung besagte, daß, losgelöst von diesem



Stadtverwaltung und EVO beteiligten sich vor dem Rathaus am Protestzug.

technischen Kapazitätsabbau, die personelle Bewältigung der Strukturanpassungsmaßnahmen bis zum 23. September, einer Tagung der EG in Brüssel, hinausgeschoben werden sollte. Bis dahin sollte es keine Kündigungen geben. Im Klartext hieß dies: Wenn aus Bonn und Düsseldorf kein Geld für Thyssen kommt, wird auf betriebsbedingte Kündigungen nicht verzichtet und in Oberhausen und Hattingen jeweils 1000 Mitarbeiter bis 1989 entlassen. Während Bonn noch zögert, verkündet Johannes Rau in der Luise-Albertz-Halle die „Zukunftsinitiative Montanregionen“ des Landes.

Der Thyssen-Betriebsratsvorsit-

zende Horst Weingärtner schöpft neue Hoffnung: „1987 muß die Wendemarke für einen neuen Aufbau und für zukunftssträchtige Investitionen im Ruhrgebiet werden. Die Belegschaften in Oberhausen haben noch nie von sich in Anspruch genommen, nur Draht, Profile und Stahl herstellen zu wollen bzw. zu können. Vielmehr sind sie eine durch mehrfache notwendige Umbesetzungen hochqualifizierte Belegschaft, die jederzeit in der Lage ist, auch andere zukunftssträchtige Produkte zu fertigen.“ Erstmals zeichnet sich für die bedrohten Stahlkocher und ihre Familien ein Hoffnungsschimmer ab. Zwischen der IG Metall und der Wirtschafts-

vereinigung Eisen- und Stahlindustrie ist es zu einer Vereinbarung gekommen, die allerdings unter dem Vorbehalt steht, daß sich Brüssel, Bund und Land an ihrer Finanzierung beteiligen. Danach wäre die Stahlindustrie dazu bereit, auf Massenentlassungen und auf die Möglichkeit betriebsbedingter Kündigungen zu verzichten.

„Umbau“ der Stadt

Weingärtner ruft Bundespräsident Richard von Weizsäcker als Kronzeugen auf, der zwei Tage zuvor bei einem Besuch in Essen erklärt hatte: „Das Ruhrgebiet hat seine eigenen Zukunftschancen, die ihm niemand rauben wird und kann. Es liegt zentral in unserem

Land, an einem Kreuzpunkt wichtiger Nord-Süd- und Ost-West-Schienen in Europa. Es bietet jedem Produzenten einen einzigartigen Absatzmarkt. Es verfügt über eine beispiellose Infrastruktur. Hier lebt eine Bevölkerung, die gewohnt ist, sich für die Sicherung der Zukunft mit allen Kräften einzusetzen. Die Qualifikationen sind gut, die Ausbildung hervorragend, das Angebot an Bildungs- und Forschungseinrichtungen weitet sich aus. Sie werden immer mehr ein veraltetes Bild von Fördertürmen und qualmenden Schloten verdrängen. Das Ruhrgebiet hat Lebensqualität. Die Landschaft hat viel von ihrem natürlichen Reiz bewahrt oder zurückge-

wonnen.“ Dem, so Weingärtner, habe er nichts hinzuzufügen.

In den Sommerferien wird es ruhiger um die Stadt und ihre Stahlkrise, aber hinter den Kulissen haben die Stadt und die verantwortlichen Kräfte ihrer Wirtschaftsförderung längst mobil gemacht. Ortsansässige Großunternehmen gründen die Gesellschaft „Neu Oberhausen“, IG Metall und Thyssen-Betriebsräten gelingt es mit einer stillen Verhandlungsdiplo-matie, das Schlimmste für die Betroffenen abzuwenden. Zwar wird das Ziel, die Stahlbasis Oberhausen zu erhalten, nicht mehr zu erreichen sein, aber im September wächst die Hoffnung, das Massenentlassungen verhindert werden können. Es kommt zu etlichen Umsetzungen von Thyssen-Beschäftigten an benachbarte Produktionsorte. Im Stadtrat wird eine Neuorientierung der kommunalen Wirtschaftsförderung, ein struktureller „Umbau“ der Stadt vorbereitet. Dabei steht die Suche nach neuen Arbeitsplätzen auf dem weiten Feld der Umwelttechnologie im Vordergrund. Die „dunklen Wolken“ vom 18. März sind zwar längst noch nicht vergessen, aber der Blick ist jetzt wieder nach vorn gerichtet. Es ist fünf vor zwölf für die Stahlstadt, aber die Zeiger, so scheint es, konnten noch einmal angehalten werden. Die Zukunft der „jungen Stadt“, die gerade ihr 125jähriges Gemeindejubiläum feierte, hat begonnen.



Angst um Arbeitsplätze: Demonstrierende Kumpel während der ZIM-Konferenz des Landes vor und in der Luise-Albertz-Halle.

Solidarität für Oberhausens Stahlarbeiter kam auch aus dem ebenfalls bedrohten Hattingen und aus Köln.





EIN JAHR LANG FESTE GEFEIERT

*Das Stadtjubiläum
im Rückblick*

von Helmut Kawohl

Eine Stadt ist kein fertiges Gebilde, sie wächst und entfaltet sich stets durch die Menschen, die in ihr leben. Ein Grund für Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond, am 1. Februar 1987, dem Tag, als vor 125 Jahren die Gemeinde Oberhausen gegründet wurde, alle Mitbürgerinnen und Mitbürger aufzurufen, mitzuwirken für eine gute gemeinsame Zukunft und zusammen mehr Phantasie und Kreativität, mehr Gemeinschaftsgefühl und Solidarität zu entwickeln.

125 Jahre Oberhausen – 225 Jahre Schmachtdorf – 140 Jahre Bahnhof Oberhausen – 125 Jahre Bürgerschützen-Gesellschaft 1862 – 100 Jahre TuS 1887/97 Alstaden – 100 Jahre Oberhausener Schachverein 1887 – 25 Jahre Luise-Albertz-Halle: In der „Wiege der Ruhrindustrie“ gab es 1987 vieles zu feiern, wenn auch die bedrückenden Nachrichten aus den Bereichen Stahl und Kohle und die damit verbundene Angst um den Erhalt der Arbeitsplätze die Oberhausener immer wieder verunsicherten.

125 Jahre Oberhausen – es war ein Stadtjubiläum von Bürgern für Bürger, bürgernah und ohne viel Etikette. Viele Vereine und Verbände aus dem gesamten Stadtgebiet machten

mit, vermittelten allen anderen ein Gefühl von „wir in Oberhausen“. Ansonsten hätte man vielleicht nur eines historischen Tages gedacht: des 1. Februar 1862, als Landrat Keßler aus Duisburg den Kreissekretär Friedrich August Schwartz aus Neuss in sein Amt als Bürgermeister der neuen Gemeinde Oberhausen einführte.

So aber feierte die Emscherstadt gleich ein ganzes Jahr. Die Resonanz auf die vielen Veranstaltungen war groß. Spontane Reaktion eines Oberhauseners bei einem frisch gezapften Pils auf der „Gastronomischen Meile“: „Dieses Fest zum 125. Geburtstag war spitze – man sollte glatt im nächsten Jahr den 126. Geburtstag feiern.“

In älteren Städten wird man erstaunt sein über den Rahmen, in dem Oberhausen den doch recht jungen Geburtstag feierte. Wundern wird man sich, daß die Ausgaben für weit mehr als 50 Veranstaltungen den arg strapazierten Stadtsäckel nur mit etwa 55 000 DM belasteten. Dies ist allein dem Engagement der Vereine und ihrer aktiven Mitglieder zu verdanken, die alle Verbundenheit und ungebrochene Solidarität mit ihrer Heimatstadt zum Ausdruck brachten.

So verglich denn auch der erste Bürger der Stadt das Geburtstagskind Oberhausen mit einem Baum, der nicht so groß und ausladend wie manch' anderer in seiner Nachbarschaft sei und dem man ansehe, daß er hart kämpfen mußte, um sich zu behaupten. Friedhelm van den Mond: „Die vielen jungen Triebe zeigen aber, daß er voller Jugendkraft steckt und immer fähig gewesen ist, Störungen in seinem Organismus zu überwinden. Ich sehe diesen Baum nicht als Eiche, sondern als Esche. Eschen wurzeln tief und sind sehr widerstandsfähig. Zäh und widerstandsfähig sind auch die Menschen des Reviers, sie lassen sich nicht vom ersten Sturm entwurzeln, sondern wachsen mit den Herausforderungen des Lebens.“

Mit dem bunten Veranstaltungsreigen „125 Jahre Oberhausen“ ge-

lang es der Stadt, auch überörtlich auf sich aufmerksam zu machen. Fernsehen und Rundfunk waren öfter als sonst zu Gast in Oberhausen, berichteten durchweg positiv. Auch in überregionalen Zeitungen und Zeitschriften fand das Jubiläum Beachtung. Nicht zu vergessen die Zeitungen am Ort. In farbigen Sonderbeilagen informierten sie über die Geschichte der Stadt, über das heutige pulsierende Leben sowie über Projekte von morgen. Dank des Echos in den Medien und der Fülle des Programms, aus dem sich jeder die „Rosinen“ herauspicken konnte, fanden viele Auswärtige erstmals oder wieder den Weg nach Oberhausen und hatten auch Gelegenheit, etwaige Klischees von einer schmutzigen Industriestadt im Ruhrgebiet endgültig aus ihren Vorstellungen zu streichen.

Aufmerksam machte auf die Veranstaltungen stets ein buntes Plakat des Künstlers Gerhard Losemann mit einem Mosaik aus 16 farbenprächtigen Stadtansichten, die inzwischen auch als Postkarten im Buchhandel erhältlich sind. Anlässlich des Jubiläums wurde in begrenzter Auflage von der Stadtparkasse eine silberne Sondermedaille herausgegeben, die das Konterfei des ersten Bürgermeisters von Oberhausen, Friedrich Schwartz, ziert.

Lassen wir die Höhepunkte des Jubiläumsjahres Revue passieren. Glanzvoller Auftakt war bereits im Januar vor 1500 Zuhörerinnen und Zuhörern im ausverkauften Festsaal der Luise-Albertz-Halle ein Gala-Konzert der Stadtparkasse mit Startenor René Kollo, Bariton *Festveranstaltung am Jubiläumstag 1. 2. '87.*



Ludwig Baumann, dem Dirigenten Arnold Kempkens sowie dem Städtischen Orchester Solingen und dem Sängerbund GHH. Ein musikalischer Festabend wie er lange nicht in Oberhausen stattfand.

Am 1. Februar dann die offizielle Festveranstaltung der Stadt zum 125jährigen Gemeindejubiläum. Nach einem Ökumenischen Gottesdienst in der Christuskirche fanden sich am Abend in der festlich dekorierten Luise-Albertz-Halle neben 300 Vertretern des öffentlichen Lebens jene 136 Oberhausener(innen) ein, die an diesem Tag Geburtstag hatten. Begrüßen konnte Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond auch Abordnungen aus der britischen Partnerstadt Middlesbrough, des Patenbootes S 51 der Bundesmarine und der Besatzung des Lufthansa-Jets Boeing 727 „Oberhausen“.

Die durch die rasant wachsende Industrie stürmische Entwicklung Oberhausens von einer kleinen Gemeinde mit 6000 Seelen 1862 bis heute sei eine „Gemeinschaftsleistung aller Bürger“ gewesen, betonte van den Mond, und „diese Stadt war immer weltoffen, sie hat jedem, der zu ihr kam, ein Zuhause geboten.“ Dies sei auch heute der Fall, wobei der Oberbürgermeister ausdrücklich die Solidarität mit den ausländischen Mitbürgern hervorhob.

Über die Freude des Augenblicks mahnte der Oberbürgermeister: „Wir vergessen nicht die Kriege, die Not und das Elend, das mit diesen Kriegen über so viele Menschen gekommen ist. Wir vergessen nicht die bitteren Jahre der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, die Verfolgung und Ermordung vieler von uns wegen ihrer religiösen oder politischen Überzeugung, ihrer Weltanschauung oder ihrer Rasse.“

Als Festredner verglich Karl-Josef Denzer, Präsident des nordrhein-westfälischen Landtages, die Ent-

wicklung Oberhausens mit der Entwicklung der ganzen Region. Heute verfüge die Stadt über hervorragende Verkehrsanbindungen, die die Chance bieten, die Strukturkrise zu meistern und den Übergang von Kohle und Stahl zu zukunftsträchtigen Industrien fortzusetzen. Wichtig sei in Oberhausen neben der Industrie auch das kulturelle Angebot. Kultureller Wagemut und Internationalität hätten hier Tradition, meinte Denzer und nannte als Beispiele das Theater, die Westdeutschen Kurzfilmtage und das Ludwig-Institut für Kunst der DDR.

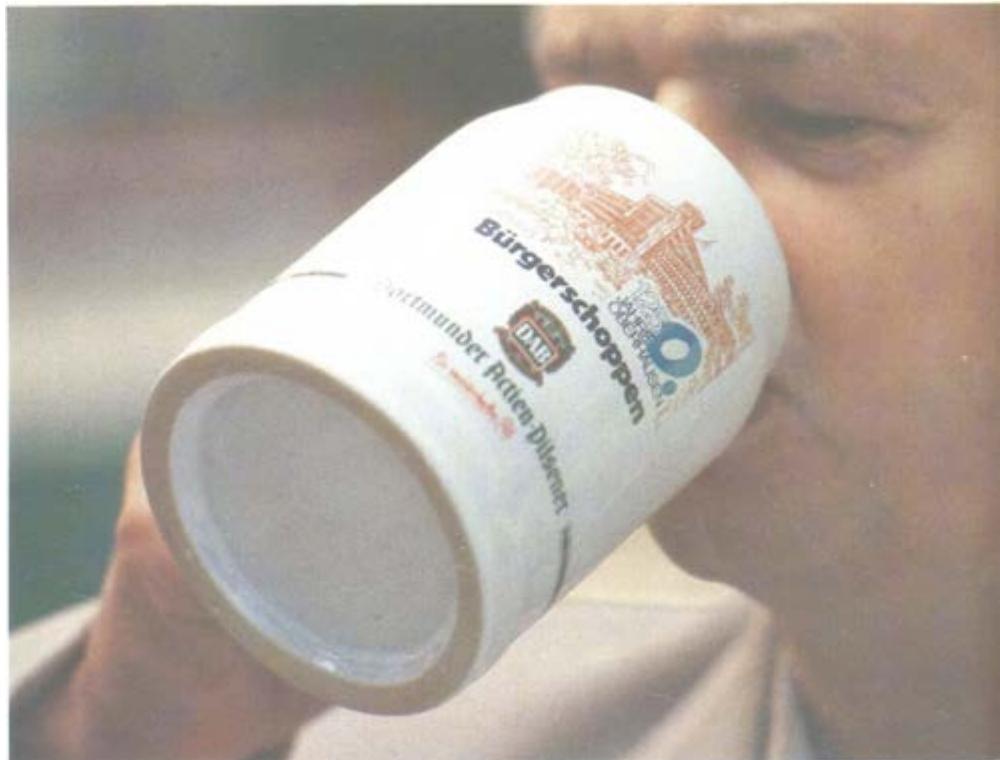
Den Festreden und Grußbotschaften der Partner Oberhausens folgte ein musikalischer Geburtstagsstrauß, dargeboten vom Kammerchor Oberhausen, dem Schubert-Quartett, der Big-Band der städtischen Musikschule und den Hobby-Singers im GHH-Sängerbund. Viel Beachtung beim anschließenden geselligen Beisammensein fand eine

Prost - auf die nächsten 125 Jahre.

Ausstellung mit interessanten Fotos aus den Partnerstädten Middlesbrough/GB und Saporoshje/UdSSR.

Nach dem offiziellen Auftakt der Feierlichkeiten ging es über das ganze Jahre hinweg Schlag auf Schlag weiter. Mit einer Festwoche, die der dortige Heimatverein koordinierte, feierte der aufstrebende Ortsteil Schmachtendorf sein 225jähriges Bestehen. Höhepunkt war ein historischer Umzug von 60 Gruppen mit über 800 Teilnehmern, 40 Pferden und 20 Wagen. In ihren traditionellen Trachten wurden Wilddiebe, Fahnschwenker, Richter mit Büttel, Hausierer und Schwarzbrenner, Bergleute, Hüttenarbeiter, Hochzeitsbitter und Postkutscher vom Fußvolk am Straßenrand bejubelt.

Mit den drei „Königshardter Kulturtagen“ gab es im Juni ein weiteres großes Fest. Vorgestellt wurde die gesamte Spannweite des Freizeitangebots im Oberhausener Norden. In





Musik, Sport und Unterhaltung: Oberhausens Jubiläum – ein lebendiger Film.

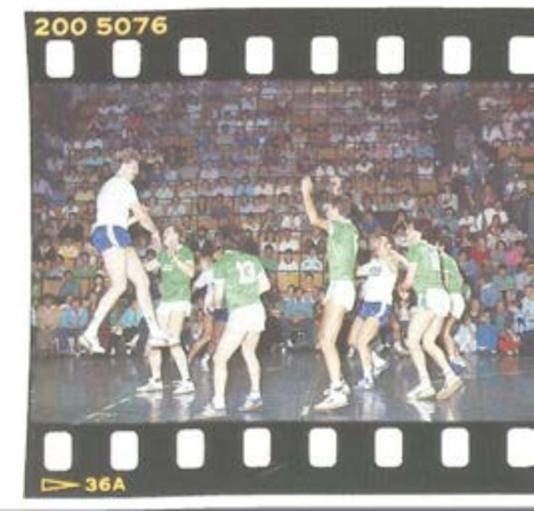
einem riesigen Festzelt lud die KIG zu Seniorentanz, Jugendlischo und Kinderfest ein.

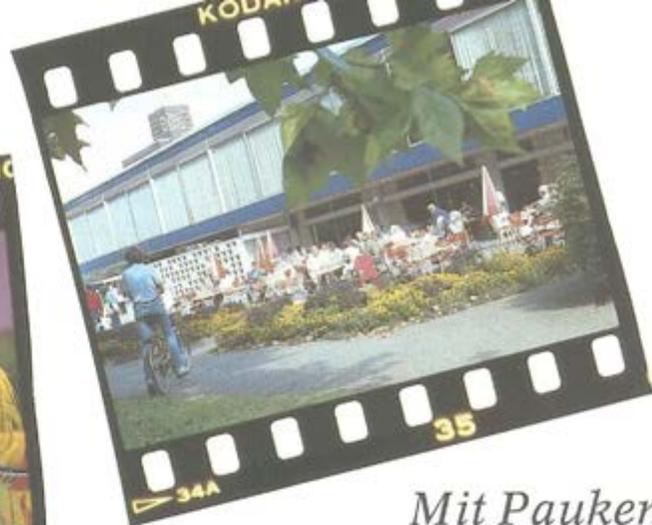
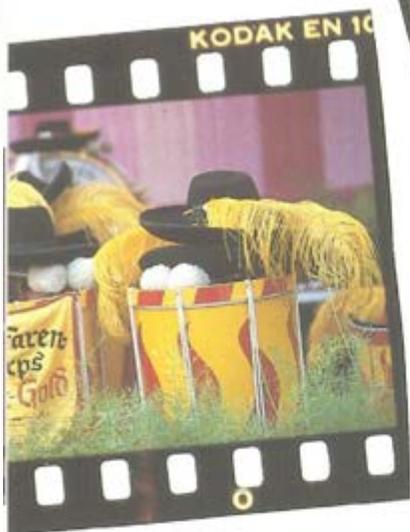
Ein ganz besonders musikalisches Geschenk machte der Kreissängerbund der Stadt. 30 Oberhausener Frauen- und Männerchöre und gemischte Chöre, die aus der Kulturszene der Stadt nicht wegzudenken sind, stellten in einem gemeinsamen Konzert in der Luise-Albertz-Halle ihr Können eindrucksvoll unter Beweis.

Der sportliche Leckerbissen in 1987 war zweifellos das Spiel der bundesdeutschen Hallenhandball-Weltmeister von 1978 gegen eine Oberhausener Stadtauswahl in der bis auf den letzten Platz gefüllten Sporthalle Süd. Ausrichter dieses Benefizspieles zugunsten des Jo-

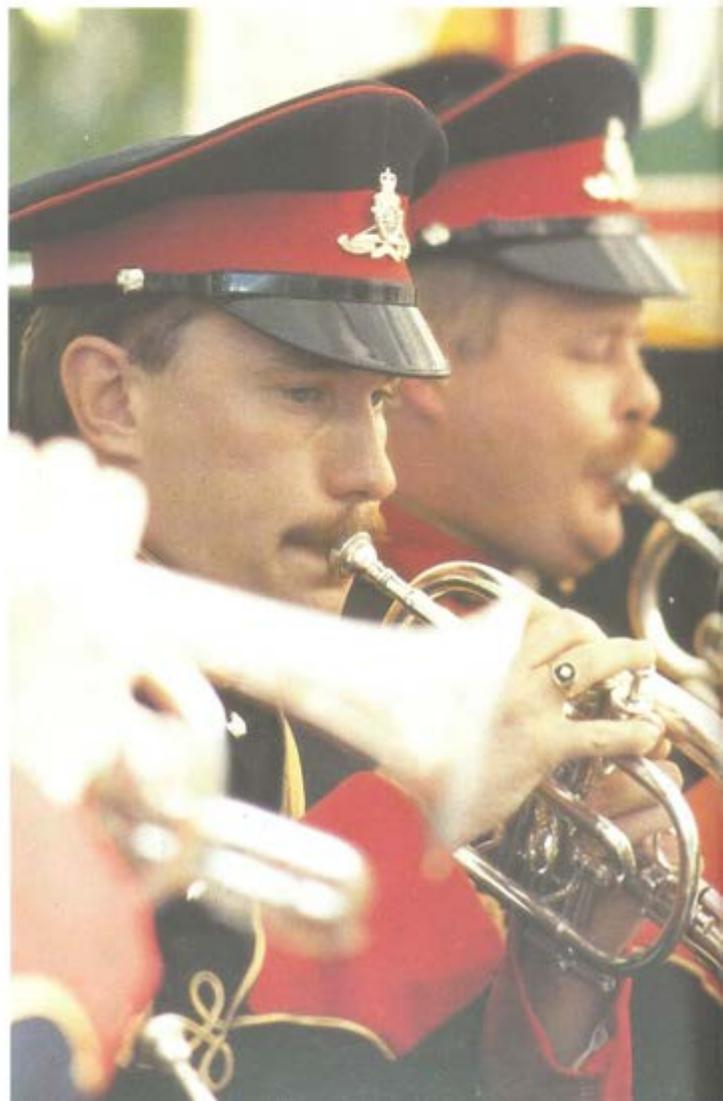
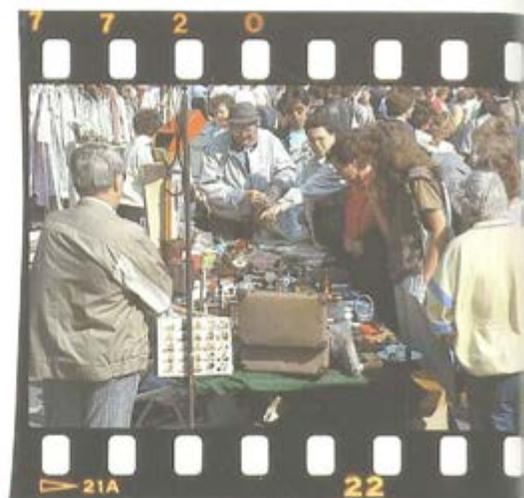
Deckarm-Fonds waren die „Bären“ vom HSC Osterfeld. Die Champions um Manfred Hofmann, Heiner Brand, Erhard Wunderlich, Arno Ehret und Horst Spengler zeigten unter Regie von „Magier“ Vlado Stenzel Handball aus dem Lehrbuch: Schöne Spielzüge, sehenswerte Tore, Kabinettstückchen. Das Nationalteam gewann schließlich deutlich mit 48:27 Toren, doch das Ergebnis war Nebensache.

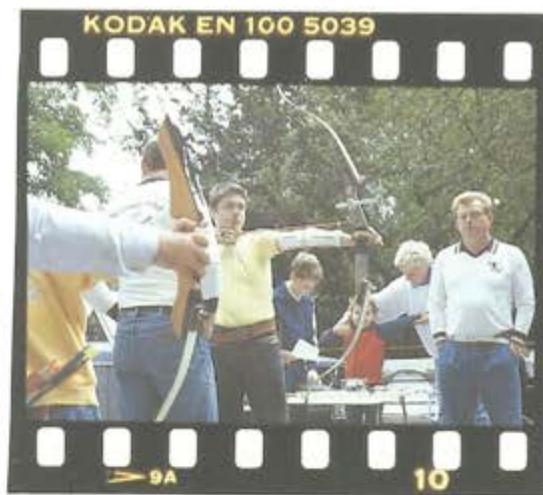
Mit seiner beliebten Fernsehshow „Mittwochs in ...“ kam der WDR nach Oberhausen. Natürlich dominierte trotz Jubiläum das aktuelle Thema Stahl in den Beiträgen. Vor 700 Besuchern in der Luise-Albertz-Halle verliehen die Stahlarbeiter von Thyssen ihren Sorgen um





*Mit Pauken
und Trompeten feierten
die Oberhausener ihr
Stadtjubiläum...*





... Gesang und fröhlicher Umtrunk macht alles zu einer runden Sache.



die Arbeitsplätze Nachdruck. Ein Geschenk des WDR zum Geburtstag Oberhausens war am Pfingstsonntag ein Platzkonzert, das live aus dem Innenhof des Schlosses übertragen wurde.

Teilnehmerrekord verzeichnete der Schützenkreis Oberhausen beim Jubiläums-Bürgerschießen am Kastell Holten. Bei keinem anderen

Schützenfest in Oberhausen haben jemals 130 Bürgerinnen und Bürger versucht, die Königswürde zu erringen. Auch hier die Frauen auf dem Vormarsch: Karin Knebel holte den Vogel nach insgesamt fast 1000 Schüssen runter. Mehr als 200 Schützen aus 16 Oberhausener Vereinen waren zu Beginn des Festes in ihren Paradeuniformen durch die

geschmückte Kastellstraße gezogen.

Daß die Luise-Albertz-Halle, ein Geschenk der Stadt an die Bevölkerung zum „100jährigen“, heute eine wichtige Rolle im kulturellen und politischen Leben Oberhausens spielt, wurde bei den vielen eigenen Veranstaltungen zu ihrem 25jährigen Bestehen deutlich. Gleich an zehn Tagen im September lud die „gute Stube“ zum Feiern in ihren Räumen ein. Aus dem Programm: Bürgerball, Talkshow mit Frühschoppen, Travestie-Show, Konzerte des Kreissängerbundes und der Spielmannszüge, Tanzturniere und Kirmes. Parallel dazu gab es fünf interessante Ausstellungen zu sehen.

Ja, und dann war da noch die „Gastronomische Meile“ – eine dreitägige Super-Leistungsschau des Oberhausener Gaststättenverbandes auf dem Friedensplatz und in der Elsässer Straße zugunsten der „Aktion Sorgenkind“. Prädikat: „absolut wiederholenswert!“ (am besten gleich zum 126. Geburtstag). Keine Mühen wurden gescheut, um selbst ausgefallene kulinarische Wünsche der Besucher zu erfüllen. Vom ganzen Ochsen am Spieß über Calamaris, Babyhummer und Gambas reichte die längste Speisekarte der Stadt bis hin zu deftiger Hausmannskost und internationalen Spezialitäten. Wem da nicht das Wasser im Munde zusammenlief. Damit alles noch besser schmeckte, gab es ein buntes Show-Programm gratis als Appetitanreger oder Beilage.

Auch die ausländischen Mitbürgerinnen und Mitbürger trugen wesentlich zum Gelingen des großen Festes in ihrer neuen Heimat bei. Erwähnt seien hier nur die jugoslawischen Kulturtage und die italienische Woche anlässlich des City-Festes im Mai, zu denen auch die Bonner Botschafter dieser Länder nach Oberhausen kamen. Ein zweites City-Fest des Einzelhandels mit



Der Friedensplatz in der City – Treffpunkt für jung und alt.



Handwerkermarkt und verkaufsoffenem Sonntag stand dann ganz unter dem Zeichen „125 Jahre Oberhausen“.

Bei so viel lobenswertem Engagement ihrer Bürgerschaft wollte natürlich auch die Stadt nicht zurückstehen. Es gelang, das Nordrhein-Westfälische Theatertreffen 1987 nach Oberhausen zu holen. 20 namhafte Bühnen gaben im Juni an verschiedenen Spielstätten einen repräsentativen Einblick in ihr Theaterschaffen. Zugleich demonstrierte dieses Festival die Notwendigkeit von Theater in unserem Land.

„Die Zukunft ist weiblich“ meint die Gleichstellungsstelle der Stadt und lud zu einem Frauenfestival – bei dem auch Männer reinschauen durften – unter die Zirkuskuppel am Stadion Niederrhein, die Galerie präsentierte ihren Eigenbesitz und die Werkausstellung des Berliner Malers Otto Nagel, die Bücherei ein internationales Jugendbuch-Auto-



Toller Erfolg: Die „Gastronomische Meile“.

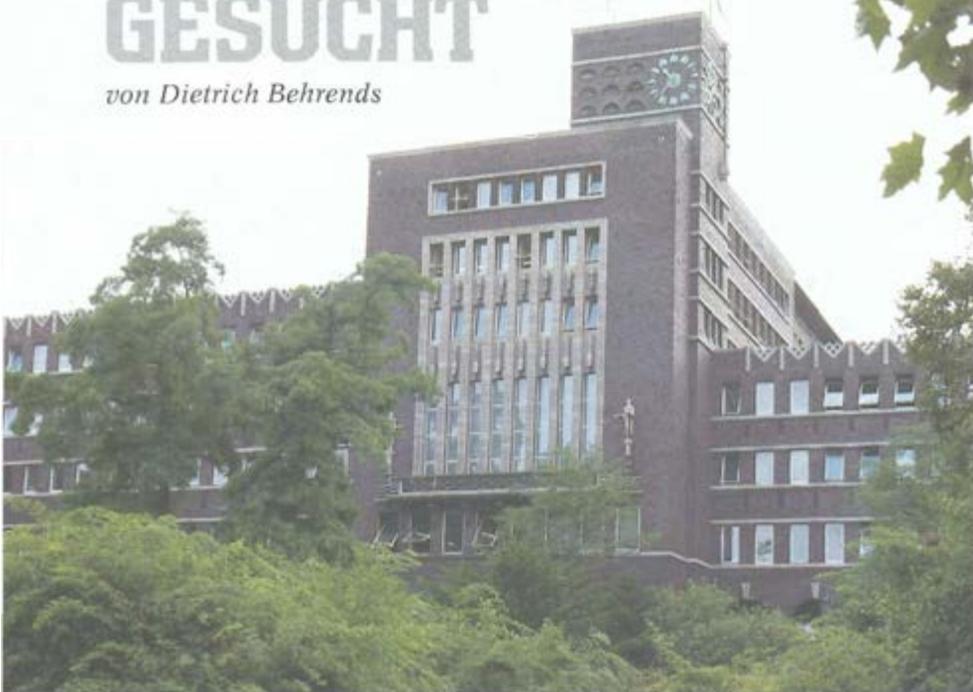
rentreffen und eine Ausstellung „Oberhausen im Spiegel der Literatur“, die Malschule feierte ihr 20jähriges und der Verkehrsverein gab Heimatvereinen aus dem Ruhrgebiet einen Einblick in die kulturelle, wirtschaftliche und soziale Vielfalt Oberhausens. Viel Anklang fanden auch die Spiel- und Sportwochenenden in Sterkrade und Osterfeld, das Sportfest rund ums Rathaus sowie der Blick hinter die Kulissen der Stadt.

Für einen Rückblick auf viele weitere Veranstaltungen zum 125jährigen Bestehen Oberhausens wie Konzerte, Ausstellungen, Präsentationen der Wirtschaft usw. ließen sich noch Seiten füllen. So viele Oberhausener wie nie zuvor haben diesmal an einem Jubiläum ihrer Stadt mitgewirkt. Dafür gebührt ihnen der Dank all derer, die sich an den abwechslungsreichen Veranstaltungen erfreuen durften. Jeder wird zustimmen: Wohl selten war in Oberhausen so viel los wie in 1987.



25. STIMME MIT STALLATERNEN GESUCHT

von Dietrich Behrends



Für den Oberhausener Karnevalszug 1964 lieferten die Ratsparteien den Narren ein dankbares Thema: „Wo ist die 25. Stimme?“ Diese Frage war das Motiv des am meisten beachteten Festwagens. Nach dieser Stimme suchten zwei als CDU-Stadtverordnete zu deutende Pappmaché-Gestalten, während die auf dem Oberbürgermeistersessel thronende Luise Albertz vieldeutig lächelte. Auf diese Weise kommentierten die Karnevalisten die spektakuläre Oberbürgermeisterwahl vom 8. April 1963.

Folgendes zur Vorgeschichte der Wahl in der wohl spannendsten, an Dramatik reichsten Ratssitzung seit Kriegsende: Bei der Kommunalwahl 1961 büßte die SPD die absolute Mehrheit ein, sie war mit 24 Mandaten im Rat so stark vertreten wie CDU (21) und FDP (3) zusammen.

In dieser Pattsituation wollte man nicht das Los entscheiden lassen, wer Oberbürgermeister wird. Die drei Fraktionen trafen deshalb folgende Vereinbarung: In der ersten Hälfte der Legislaturperiode sollte die SPD den Oberbürgermeister, die CDU den Stellvertreter (Bürgermeister) stellen, in der zweiten Hälfte wollte man umgekehrt verfahren. 1961 wurde dann auch Luise Albertz mit 46 Stimmen bei zwei Enthaltungen zum Oberbürgermeister und der CDU-Spitzenkandidat Dr. Alfred Rohe mit 44 Stimmen zum Bürgermeister gewählt.

Nach dieser interfraktionellen Vereinbarung wäre im April 1963 der Wechsel an der Stadtspitze fällig gewesen. Es kam anders. Zum Entsetzen der CDU verkündete SPD-Fraktionsvorsitzender Willi Meinicke kurz vor der entscheidenden

Ratssitzung, seine Fraktion werde wieder Luise Albertz für den Oberbürgermeisterposten nominieren. Der listige SPD-Fraktionsboß war um eine Begründung nicht verlegen: Man fühle sich an die Vereinbarung nicht mehr gebunden, weil die CDU es an ihrer Bereitschaft zur konstruktiven Zusammenarbeit habe fehlen lassen. Als Beispiel für mangelndes Wohlverhalten nannte Meinicke u. a. die Tatsache, daß die CDU dem Haushalt 1963 der Stadt ihre Zustimmung versagt hatte. Ein CDU-Kandidat, der den Etat abgelehnt habe, könne nicht zum Oberbürgermeister gewählt werden, meinte auf einer SPD-Veranstaltung auch der Stadtverordnete Georg Kaeßler, der als erster, 1953



Noch lächelt er: Dr. Alfred Rohe, Oberbürgermeister-Kandidat der CDU, bei der Stimmabgabe am 8. April 1963. Bei der Verkündung des Abstimmungsergebnisses verging ihm das Lachen.

auf Betreiben der CDU und des Zentrums nicht wiedergewählter Oberstadtdirektor mit den Christdemokraten eine Rechnung zu begleichen hatte. Die FDP hatte auch einiges am Verhalten der CDU auszusetzen, stellte aber klar, daß die Vereinbarung über die Oberbürgermeisterwahl keine Rücktrittsklausel vorsehe. Die Freidemokraten sahen deshalb keine Möglichkeit, „die Vereinbarung als nicht mehr existent zu erklären“.

„Eklatanter Wortbruch“

Um so größer war bei der CDU die Überraschung, als Luise Albertz mit 25 Stimmen wieder zum Oberbürgermeister gewählt wurde, während der CDU-Kandidat Dr. Rohe nur 22 Stimmen für sich verbuchen konnte. Dr. Rohe hatte also nur eine FDP-Stimme erhalten, denn der Vorsitzende der dreiköpfigen Fraktion, der über 70 Jahre alte Valentin Stephani, fehlte wegen Erkrankung. Daß bei der SPD niemand fehlte, dafür hatte Meinicke gesorgt: Der frisch an der Galle operierte Stadtverordnete Ewald Sauerborn wurde aus dem Krankenhaus geholt und unmittelbar vor der Abstimmung von zwei Feuerwehrleuten im Rollstuhl in den Sitzungssaal geschoben. Die 25. Stimme für Luise Albertz konnte nur aus der Minifrak-



Verbittert über den „eklatanten Wortbruch“ der SPD: Nach der spektakulären Oberbürgermeisterwahl am 8. April 1963 verlassen die CDU-Stadtverordneten Masuch, Jänsch, Bourscheid (damals Fraktionsvorsitzender) und Heix (von links) sowie alle übrigen Mitglieder ihrer Fraktion den Ratssaal.



Die dramatische Ratssitzung vom 8. April 1963, in der Luise Albertz entgegen einer interfraktionellen Vereinbarung mit den Stimmen der SPD und einer FDP-Stimme – es war die 25. Stimme für Frau Albertz – wieder zum Oberbürgermeister gewählt wurde, hatte ein karnevalistisches „Nachspiel“. Mit Stallaternen suchen auf diesem Festwagen des Karnevalszuges 1964 zwei CDU-Leute nach der 25. Stimme, während Luise Albertz auf ihrem OB-Sessel vieldeutig lächelt.

tion der FDP stammen. Aus Protest gegen den „eklatanten Wortbruch der SPD“ verzichtete die CDU auf den Bürgermeistersposten und auf die weitere Teilnahme an der Sitzung. „In zorniger Bitternis“ – so am nächsten Tag in der CDU-Zeitung zu lesen – zogen die Christdemokraten, angeführt vom Fraktionsvorsitzenden (und späteren Stadtkämmerer) Karl Bourscheid, aus dem Ratssaal.

Die CDU ist davon überzeugt, daß Meinicke die 25. für Luise Albertz abgegebene Stimme von einem FDP-Politiker gekauft hat, es werden auch Name und Preis genannt. Erste, verständlicherweise emotional gefärbte Reaktionen der CDU-Spitze auf den sensationellen Wahlausgang ließen verschreckte Bürger Schlimmes im Hinblick auf die künftige Zusammenarbeit der Ratsparteien zum Wohle der Stadt befürchten. Es seien Gräben aufgerissen worden, die nicht mehr überwunden werden könnten, hieß es im Lager der geprellten Christdemokraten. Dabei war „schon alles einmal dagewesen in der kurzen Ge-

schichte der Nachkriegsgeschichte“, stellte damals die unabhängige Presse fest: Kampfansage (der SPD) an einen gewählten Oberbürgermeister (1948 an Otto Aschmann), Auszug einer Fraktion (diesmal der SPD) aus Ratssitzungen (1951 und 1952), öffentliche Beschimpfungen, Strafanträge und der (von der CDU gegenüber der SPD erhobene) „Wortbruch“-Vorwurf (1957 im Zusammenhang mit der Wahl von drei Beigeordneten).

Nach englischem Muster

Harte Auseinandersetzungen zwischen den Parteien im Rat (sie kommen auch heute noch vor) sind nicht zuletzt eine Folge der in NRW gültigen, von der englischen Besatzungsmacht eingeführten Gemeindeordnung. In der alten rheinischen Bürgermeisterversfassung fungierte der Oberbürgermeister (oder Bürgermeister) als Verwaltungschef und gleichzeitig als Vorsitzender der Stadtverordnetenversammlung. Dank seiner starken Position konnte er Entscheidungen des Stadtparlaments beeinflussen und zwischen den Parteien ausgleichend wirken. Die am 1. April 1946 in Kraft getretene „revidierte deutsche Gemeindeordnung“, nach englischem Muster brachte die „Allzuständigkeit des Rates“, verlieh alle Macht den gewählten Ratsvertretern. Die Funktionen des früheren Oberbürgermeisters wurden aufgeteilt auf den nunmehr ehrenamtlichen Oberbürgermeister und den Oberstadtdirektor, der als Verwaltungschef für die Ausführung der Ratsbeschlüsse zu sorgen hat. Die NRW-Gemeindeordnung von 1952 „verstärkte mit deutscher Gründlichkeit die Allmacht des Rates bis zur letzten Konsequenz“, wie in einer Arbeit über die Stadtverwaltung nach dem Zusammenbruch von 1945 festgestellt wird. Auch in der jetzt geltenden Gemeindeordnung heißt es: „Der Rat der Gemeinde ist für alle Angelegenheiten der Gemeindever-

waltung zuständig, soweit dieses Gesetz nichts anderes bestimmt“.

„Das englische Experiment in der Verwaltung“ – so eine Formulierung in der erwähnten Arbeit – brachte es mit sich, daß die Nachkriegsgeschichte unserer Stadt von den politischen Parteien bzw. deren Repräsentanten entscheidend geprägt wurde. Anlaß genug, die Entwicklung der Oberhausener Parteien und damit ein interessantes Kapitel der Stadtgeschichte aufzuzeigen. Dabei wird deutlich, daß nicht nur im Rat, sondern auch innerhalb der Parteien um politische Positionen hart gerungen wurde. Daß bei parteiinternen Differenzen, von denen keine der demokratischen Parteien in unserer Stadt verschont blieben, auch der Unterschied der politischen Temperamente der maßgeblichen Mandatsträger eine Rolle spielte, ist nur natürlich. Aber auch die Kontroversen innerhalb der Parteien sind Ausdruck einer lebendigen Demokratie.

An Tradition anknüpfen

Beim demokratischen Neubeginn 1945 konnte die SPD an alte Traditionen anknüpfen. In dieser Partei gab es bereits vor 1933 aktiv gewesene Männer und Frauen, die rasch wieder einen funktionsfähigen Apparat aufbauten. Zu ihnen gehörte in unserer Stadt Wilhelm Freiburg, der die Machtübernahme durch die Nazis als Vorsitzender des SPD-Distrikts Sterkrade-Mitte erlebt hatte. Der heute in Wesel lebende 83jährige erinnert sich: „Weil politische Parteien noch nicht zugelassen waren, mußte die erste Kundgebung der SPD im Sommer 1945 im Sterkrader Lito-Palast als Veranstaltung der Arbeiterwohlfahrt durchgeführt werden.“ Es sprach Annedore Leber, die Witwe des im Januar 1945 in Berlin-Plötzensee hingerichteten früheren SPD-Reichstagsabgeordneten Julius Leber.

Die eigentliche Geburtsstunde der Oberhausener Nachkriegs-SPD

schlug einige Wochen später im damaligen Gewerkschaftshaus an der Gewerkschaftsstraße, wo über den Neubeginn der SPD auf Stadtebene beraten wurde. Freiburg kann sich noch an einige Teilnehmer dieser Sitzung erinnern: Luise Albertz, Heinrich Jochem, Willi Meinicke,



Zu den Persönlichkeiten „der ersten Stunde“ in der Oberhausener SPD gehörte Heinrich Jochem, erster Vorsitzender des im November 1945 wiedergegründeten Unterbezirks Duisburg-Wesel, zu dem auch Oberhausen gehörte. Als langjähriger Vorsitzender des Bauausschusses im Rat der Stadt hat sich Jochem um die Linderung der Wohnungsnot große Verdienste erworben. In der SPD war Willi Meinicke sein Gegenspieler, der ihn auf dem Weg zur führenden Rolle in der Partei hinter sich ließ.

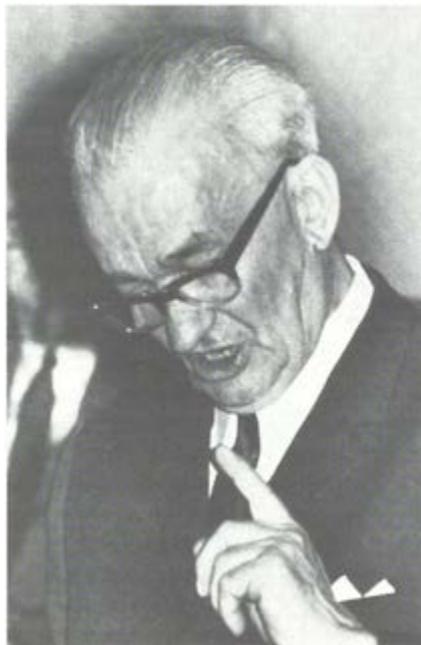
Willi Schönen, Karl Simon und Otto Leichsenring. Als es um die Frage ging, wer als Parteisekretär die organisatorische Arbeit leisten sollte, fiel die Wahl auf Freiburg, der dann über die Stadtgrenzen hinaus aktiv wurde. Denn 1945 übernahmen die Sozialdemokraten die Organisationsform, wie sie bis 1933 bestanden hatte. In der Weimarer Republik deckten sich die Unterbezirksgrenzen mit denen der Reichstagswahlkreise, Oberhausen gehörte zum Unterbezirk Duisburg-Wesel.

In der Viehhalle

Dieser SPD-Unterbezirk wurde auf einer Konferenz im November

1945 in der Dinslakener Viehmarkthalle zu neuem Leben erweckt, Heinrich Jochem zum ersten Vorsitzenden und Wilhelm Freiburg zum UB-Sekretär gewählt. Die erste Parteigeschäftsstelle befand sich in einem Hinterhaus an der mittleren Marktstraße. Auf Stadt- bzw. Landkreisebene gab es Ortsvereine, erster Vorsitzender des Ortsvereins Oberhausen war Willi Schönen. Nach Auflösung des großen Unterbezirks – Freiburg meint: „Das muß 1948 gewesen sein“ – wurden aus den damaligen Ortsvereinen die heutigen Unterbezirke. Als erster Oberhausener UB-Vorsitzender fungierte Ernst Schmidt, während Freiburg als Parteisekretär die Unterbezirke Oberhausen und Wesel betreute, bevor er 1950 unsere Stadt verließ, um sich auf seine Arbeit in Wesel zu konzentrieren. Jetzt wechselte Schmidt auf den Posten des Parteisekretärs. Obwohl schwer herzkrank, leistete Schmidt in der Oberhausener SPD eine erfolgreiche Aufbauarbeit. Sein früher Tod war für die Partei ein herber Verlust.

Inzwischen hatten Luise Albertz, Tochter des im KZ Sachsenhausen ums Leben gekommenen früheren SPD-Fraktionsvorsitzenden (von 1919 bis 1933) Hermann Albertz (er war auch Mitglied des Preußischen Landtags) und Willi Meinicke, parteiinterner Gegenspieler Heinrich Jochems, in der Oberhausener SPD das Sagen. Luise Albertz stand von 1946 bis 1948 und dann ab 1956 ununterbrochen bis zu ihrem Tod am 1. Februar 1979 als Oberbürgermeister an der Spitze unserer Stadt. Ihr politischer Weggefährte Meinicke leitete von 1947 bis Ende 1978 die SPD-Ratsfraktion und viele Jahre als Vorsitzener den Unterbezirk. Dazu heißt es in einem Zeitungskommentar vom September 1978: „Das kommunalpolitische Leben in unserer Stadt weist eine Besonderheit auf: Seit Jahrzehnten wird bei



In seiner 35. Etatredede als an Lebens- und Dienstjahren ältester Fraktionsvorsitzender in einem bundesdeutschen Parlament am 18. Dezember 1978 teilte Willi Meinicke (hier am Rednerpult im Ratssaal) seine Absicht mit, ins zweite Glied zurückzutreten. In seiner Abschiedsrede betonte der Senior der Oberhausener Kommunalpolitiker, auch er sei für bürgernahe Politik, aber entschieden dagegen, einzelnen Gruppen Sonderrechte einzuräumen. Bürgerinitiativen dürften sich nicht als Organe einer Ersatzdemokratie verstehen.



Hundert Jahre Sozialdemokratie – dieses Jubiläum feierte die Oberhausener SPD im Mai 1963. Während eines Festaktes in der Stadthalle wurden die Jubilare geehrt. Unser Bild: Luise Albertz, Heinrich Jochem (hinter ihr) und der damalige UB-Vorsitzende Willi Haumann (dritter von rechts) im Kreis der älteren Jubilare, unter ihnen Wilhelm Meinicke sen. (zweiter von rechts mit Blumenstrauß), Vater des Fraktionsvorsitzenden, Mitglied seit 1894.

uns der politische Kurs von dem an Lebens- und Dienstjahren ältesten Oberbürgermeister (der zudem noch eine Frau ist) und von dem an Lebens- und Dienstjahren ältesten Fraktionsvorsitzenden in der Bundesrepublik entscheidend bestimmt.“

„Wehner von Oberhausen“

Willi Meinicke, Parteimitglied seit 1924 und von den Jüngeren respektvoll „der Alte“ genannt, führte die SPD-Ratsfraktion gut drei Jahrzehnte lang an der kurzen Leine. Mit seinen scharfzüngigen Attacken setzte der „Wehner von Oberhausen“ die sachliche Zusammenarbeit mit den anderen Parteien im Rat immer wieder harten Belastungsproben aus. Nicht weniger sanft ging er mit Kritikern aus den eigenen Reihen um. Meinickes Hauptinteresse galt der Kommunalpolitik und damit der Fraktionsarbeit, den Unterbezirksvorsitz hat er mehrmals anderen überlassen, so Willi Schönen (ab 1954), Wolfgang Nahl (1958 bis 1960) und Willi Haumann (1962 bis 1964). Er übernahm den UB-Vorsitz immer dann, wenn es geboten schien, das Parteiruder

wieder fester in die Hand zu nehmen.

Um den nach vorn drängenden jüngeren Kräften in der Partei entgegenzukommen, den Generationswechsel zumindest an der Spitze des Unterbezirks zu vollziehen, trat Meinicke im Einvernehmen mit Luise Albertz den UB-Vorsitz 1968 an seinen Sohn Erich ab. Der Vorsitz blieb in der Familie, was Willi Meinicke aber nicht vor harten Auseinandersetzungen mit Anhängern des linken Flügels bewahrte, zumal Sohn Erich alles andere als ein „braver“ UB-Vorsitzender war. Der zeigte sich wenig beeindruckt von der Tatsache, daß er seine politische Karriere seinem Vater und Luise Albertz – sie verzichtete 1969 zugunsten von Erich auf das sichere Oberhausener Bundestagsmandat – zu verdanken hatte. Er ging seinen eigenen politischen Weg, schlug eine Richtung ein, die in wichtigen gesellschaftspolitischen Fragen nicht mit der seiner Förderer und mit dem Kurs der Bonner Parteispitze übereinstimmte.

Der Generationskonflikt in der Oberhausener SPD nahm in den Folgejahren immer schärfere Formen an. Der vom linken Parteiflügel gegen das Führungsduo Albertz/Meinicke erhobene Vorwurf, nicht rechtzeitig geeignete Nachfolger aufgebaut zu haben, ist nur bedingt gerechtfertigt. Als „Kronprinz“ galt der stellv. Fraktionsvorsitzende und Finanzausschußvorsitzende Hans Kreuz, ein ebenso besonnener wie fleißiger und tüchtiger Kommunalpolitiker, der seinen Einsatz mit dem Tod bezahlen mußte. In Kärnten, wo die SPD-Fraktionsspitze die Sommerferien zu verbringen pflegte, traf ihn 1972 am ersten Urlaubstag der tödliche Herzinfarkt. Kreuz hinterließ in der Oberhausener SPD eine Lücke, die zunächst nicht geschlossen werden konnte. Die Lösung der Nachfolge war noch schwieriger geworden.

Luise Albertz und Willi Meinicke führten als Begründung für ihr Ausbleiben auf ihren Posten an, sie wollten den Einfluß des linken Parteiflügels auf die Kommunalpolitik und damit auf das Rathaus in Grenzen halten. „Generationswechsel“, so Luise Albertz in ihrer Antwort auf einen Zeitungskommentar zu diesem Thema, „scheint mir nicht das Entscheidende zu sein. Kontinuität in der politischen Arbeit scheint mir wichtiger zu sein“.

Menschliche Tragödie

Hinter dieser Haltung verbarg sich eine menschliche Tragödie. Luise Albertz, die auf dem Höhepunkt der Kohlenkrise gegen Ende der 60er Jahre durch ihr engagiertes Eintreten für die um ihre Existenz fürchtenden Bergleute als „Mutter



Zu ihrem 75. Geburtstag im Jahr 1976 konnte Luise Albertz in ihrem OB-Dienstzimmer auch die Glückwünsche des SPD-Parteivorsitzenden Willy Brandt entgegennehmen. Brandt zu der Altersjubiläum: „Wenn du 80 geworden bist, komme ich wieder“. Luise Albertz: „Dann bin ich aber nicht mehr Oberbürgermeister“. Spitzbüßische Frage von Willy Brandt: „Bist du dir da ganz sicher?“. Im Hintergrund schmunzelt Willi Meinicke.

Bild: Ruth Gläser

Courage des Ruhrgebiets“ zur Symbolfigur des Reviers geworden war, deren warmherziges Wesen sie zu

einer echten „Stadtmutter“ hatte werden lassen, deren Name mit vorbildlichen Sozialeinrichtungen verbunden ist, diese ungewöhnliche Frau fühlte sich mit ihrem Amt so stark verwachsen, daß sie sich vor der Anonymität des politischen Rentnerdaseins gefürchtet haben muß. Mit der Kraft ihrer Persönlichkeit stemmte sie sich gegen ihr Schicksal, aber in dem Maße, wie ihre körperlichen Kräfte nachließen, verringerte sich ihr Einfluß auf das kommunale Leben in unserer Stadt. Sie starb im Alter von 77 Jahren als Oberbürgermeister, aber die Zeit nach Luise Albertz hatte schon zu ihren Lebzeiten begonnen.

Wegen der Kommunalwahl 1979 war eine Vorentscheidung über die Nachfolge von Luise Albertz und Willi Meinicke überfällig. Die Weichen für den Generationswechsel an der Stadt- und der Fraktionsspitze wurden im September 1978 gestellt. Bei nur vier Stimmenthaltungen nahm der Unterbezirksparteitag den vom UB-Vorsitzenden Dieter Schanz begründeten Antrag an, mit Friedhelm van den Mond als neuem Oberbürgermeisterkandidaten und mit Heinz Schleußer als künftigem Fraktionsvorsitzenden in den Wahlkampf zu ziehen. In seiner 33. und letzten Etatrede als SPD-Fraktionsvorsitzender im Dezember 1978 kündigte der 72 Jahre alte Meinicke seine Absicht an, ins zweite Glied zurückzutreten. Der Senior der Oberhausener Kommunalpolitik hat Luise Albertz um dreieinhalb Jahre überlebt, er starb am 1. Juli 1982.

„Rebell“ Erich Meinicke

Die neue Führungsspitze, mit der die Oberhausener SPD in die 80er Jahre ging, war ein Trio, der „dritte Mann“ heißt Dieter Schanz. Der Vorsitzende des Ortsvereins Oberhausen-Mitte hatte seine Chance zu einem wichtigen Schritt nach vorn in seiner politischen Karriere zu nutzen gewußt, als Erich Meinicke

(wegen einer fehlerhaften Eintragung im Standesamtsregister schreibt er sich nur mit „k“) zur Überraschung seiner hiesigen Parteifreunde nicht mehr für den UB-Vorsitz kandidierte. Damals sorgte der Oberhausener Bundestagsabgeordnete für erhebliche Unruhe in der Partei. Als „Linksaußen“ war er einer der vier „Rebellen“ in der Bonner SPD-Fraktion, die gegen das von der Regierung Schmidt/Genscher dem Bundestag vorgelegte Anti-

scheidung wichtiger Gesetze im Bundestag seine politische Außenrolle gespielt und es an der von ihm erwarteten Solidarität gegenüber seiner in Bonn regierenden Partei fehlen lassen. Daß die Basis mit diesem Verhalten ihres Bundestagsabgeordneten nicht einverstanden war, bekam Erich Meinike Favorit Manfred Dammeyer, bisher stellv. Vorsitzender, bei der Wahl des Unterbezirksvorsitzenden zu spüren. Mit deutli-

Pressestimme: „Die Delegierten gaben dem linken Pragmatiker Schanz den Vorzug, weil sie ihm eher als dem Dogmatiker Dammeyer zutrauten, die weit auseinanderstrebenden Kräfte innerhalb der Partei halbwegs unter einen Hut zu bekommen“.

Auf den Fersen

Anfang 1980 meldete Schanz seine Anwartschaft auf das Bundestagsmandat an. In der entscheidenden Abstimmung konnte Erich Meinike



Wichtiges Ereignis in der Nachkriegsgeschichte der Oberhausener SPD: Im September 1978 nominierten die Delegierten des Unterbezirksparteitags ihre neuen Kandidaten für das Amt des Oberbürgermeisters (Friedhelm van Mond, r.) und das des Fraktionsvorsitzenden (Heinz Schleußer, l.). Damit waren die Weichen für den Generationstwechsel an der Stadt- und Fraktionsspitze gestellt. Im Hintergrund freut sich der erst ein halbes Jahr im Amt befindliche UB-Vorsitzende Dieter Schanz über das klare Abstimmungsergebnis, es gab nur vier Stimmenthaltungen. Nach der Abstimmung verließen Luise Albertz und Wilhelm Meinike den Parteitag.

Terror-Gesetz stimmten und dadurch die sozial-liberale Koalition in arge Bedrängnis brachten. Meinike hatte schon vorher durch Stimmenthaltung bei der Verab-

chem Vorsprung machte Dammeyers Gegenkandidat, der bis dahin in der Öffentlichkeit kaum in Erscheinung getretene Dieter Schanz, das Rennen. Dazu eine



Die Spannung des Augenblicks ist an den Gesichtern von Dieter Schanz, Günther Esser, Erich Meinike und Wolfgang Geisler (von links) abzulesen. Soeben wurde auf der SPD-Wahlkreis-Konferenz das Ergebnis der Abstimmung über die Nominierung des Bundestagskandidaten bekanntgegeben: 78 Stimmen für Meinike, 71 Stimmen für seinen Rivalen Schanz. Drei Jahre später schaffte es der Unterbezirkvorsitzende, Meinike zu schlagen. Bild: Ruth Gläser

mit einem Vorsprung von sieben Stimmen seine Bundestagskandidatur noch einmal retten. Aber sein Rivale blieb ihm auf den Fersen. Vor der vorgezogenen Bundestagswahl 1983 mußte Meinike erneut um seine Kandidatur kämpfen; diesmal unterlag er seinem Verfolger Dieter Schanz, der seitdem das Oberhausener Direktmandat im Bundestag innehat.

Der Erfolg des UB-Vorsitzenden stärkte die Position des Führungstrios von den Mond/Schleußer/Schanz mit dem Ergebnis, daß die Oberhausener SPD zur Ruhe kam.

Die einstigen Flügelkämpfe gehören der Vergangenheit an. Mit Heinz Schleußer, und Dr. Manfred Dammeyer, der in der Kulturpolitik des Landes eine führende Rolle spielt, errang die Oberhausener SPD bei der Landtagswahl 1985 mit 66,4 v. H. der gültigen Stimmen ihr bisher bestes Wahlergebnis. Ein Jahr zuvor konnten die Sozialdemokraten mit 59,3 v. H. ihr bestes Kommunalwahlergebnis verbuchen und alle 30 Gemeindewahlbezirke erobern. Mit ihren 36 Sitzen verfügt die SPD im Rat der Stadt über eine satte absolute Mehrheit.

An den Erfolgen der Oberhausener SPD hatten die hinter den Kulissen wirkenden Parteisekretäre, die sich längst Geschäftsführer nennen, keinen geringen Anteil. Nach dem Tod von Ernst Schmidt leitete Bruno Knappe die Parteigeschäftsstelle. Sein Nachfolger Kurt Katzorke (ab 1963) organisierte den Umzug der Geschäftsstelle von der Friedensstraße zum Berliner Platz. Karin Meiß (ab 1972) war die erste und bisher einzige Frau auf diesem nicht im Blickpunkt der Öffentlichkeit stehenden Posten. Ein betont politischer, in Diskussionen über heikle Themen eingreifender (und dafür vom politischen Gegner gerügter) Geschäftsführer ist Günther Essen, der seit 1975 in den Partieräumen am Berliner Platz bzw. seit Oktober 1987 am Friedensplatz amtiert.

Politisches Neuland

Anders als die Frauen und Männer „der ersten Stunde“ bei der SPD betraten die Christdemokraten 1945 politisches Neuland, weshalb die CDU als neue politische Gruppierung einen ungleich schwereren Start hatte. Einen politischen Zusammenschluß von katholischen und evangelischen Christen in einer Volkspartei hatte es vor 1933 nicht gegeben. Die Oberhausener CDU-Gründer orientierten sich an den im Juni 1945 formulierten „Kölner Leitsätzen“, einem von Konrad

Adenauer stark beeinflussten Aufruf zur Überwindung des konfessionellen Grabens und zur Sammlung der bürgerlichen Kräfte mit dem Ziel einer politischen Erneuerung. In unserer Stadt waren treibende Kräfte eines solchen Zusammenschlusses der Christen beider Konfessionen Martin Heix auf der katholischen und Otto Aschmann auf der evangelischen Seite.



War 1945 auf evangelischer Seite die treibende Kraft bei der Gründung der Christlich Demokratischen Kreispartei: Otto Aschmann, erster CDU-Kreisvorsitzender und während der CDU-Zentrum-„Koalition“ im Rat Oberbürgermeister von 1948 bis 1952. Unser Bild zeigt Aschmann als OB bei der Eröffnung der „Bunten Woche“ im September 1951.

Als ehemaliger Zentrumsman bekam Heix den Widerstand seiner früheren Parteifreunde zu spüren, die diese besonders in Oberhausen traditionsreiche, vor 1933 starke katholische Partei unter Leitung von Otto Pannenbecker wieder aktivierten und in der jungen CDU eine politische Konkurrenz sahen. Nachdem die Militärregierung Ende 1945

grünes Licht zur Gründung der Christlich Demokratischen Kreispartei gegeben hatte, leitete Heix im Januar 1946 im Bürgerheim Styrum die erste Versammlung, in der die Bildung einer Satzungskommission beschlossen wurde. Die Satzung wurde im August 1946 verabschiedet und Martin Heix zum Vorsitzenden des Kreisverbandes gewählt. Dem ersten Kreisvorstand gehörte Karl Bourscheid als Jugendwart an. Von 1946 bis 1956 fungierte Bourscheid als Parteisekretär, den Wirbel um die 25. Stimme bei der Oberbürgermeisterwahl von 1963 erlebte er, wie schon erwähnt, als CDU-Fraktionsvorsitzender, um zwei Jahre später als Stadtkämmerer auf die „Regierungsbank“ überzuwechseln.

Vorläufer des Rates der Stadt war der von der Militärregierung berufene, zuletzt 47 Mitglieder zählende Bürgerrat, in dem das Zentrum mit 15 Vertretern die stärkste Fraktion bildete. Mit Karl Feih stellte das Zentrum auch den ersten ehrenamtlichen Oberbürgermeister nach englischem Muster. Es folgten SPD und KPD mit je acht Vertretern, während der jungen CDU nur vier Sitze zuerkannt wurden. Die restlichen 12 Mitglieder waren Vertreter der Berufe und der Stadtbezirke. Der Machtkampf für die erste freie Kommunalwahl im Oktober 1946 war weniger von der natürlichen Rivalität zwischen den sozialistischen Parteien einerseits und den bürgerlichen andererseits geprägt als vielmehr von dem „zermürbenden Kampf“ (Heix) im christlichen Lager. Die CDU warf den Zentrumsanhängern vor, durch Wiederbelebung der katholischen Partei die „christliche Einheitsfront“ zu sprengen. Dr. Konrad Adenauer eilte in die ehemalige Zentrumshochburg Oberhausen und äußerte auf einer CDU-Wahlkundgebung im Ruhrland-Kino an der Klörenstraße die Befürchtung, die Uneinigkeit im

christlichen Lager werde dem Marxismus zum Sieg verhelfen.

Adenauer behielt recht

Tatsächlich errang die SPD im ersten freigewählten Rat 22 Mandate und damit die absolute Mehrheit. Aber die junge CDU kam immerhin auf 15 Sitze und triumphierte damit über das Zentrum (Z), das sich mit vier Sitzen begnügen mußte. Die Kommunisten erhielten nur einen Sitz. In der konstituierenden Sitzung des Rates am 5. November 1946 – Luise Albertz wurde zum Oberbürgermeister gewählt – traten die Spannungen zwischen CDU und Z offen zutage. Die CDU – ihr erster Fraktionsvorsitzender war Otto Aschmann – hatte gehofft, als zweitstärkste Fraktion den Bürgermeister stellen zu können. Zur großen Enttäuschung der Christdemokraten schlugen SPD und Zentrum Karl Feih (Z) vor, der mit den Stimmen dieser beiden Fraktionen gewählt wurde.

Das Zweckbündnis zwischen SPD und Z war aber nicht von Dauer. Auch im Zentrum wuchs bald das Bestreben, ein wirkungsvolles „bürgerliches“ Gegengewicht zur starken SPD zu schaffen, sich mit der CDU zu arrangieren. Die Gelegenheit dazu bot sich, als die SPD bei der Kommunalwahl im Oktober 1948 die absolute Mehrheit im Rat verlor. Vom Jahr der Währungsreform an bis 1952 amtierten Otto Aschmann und anschließend bis 1956 der Zentrumspolitiker Otto Pannenbecker als Oberbürgermeister, die jeweils andere Partei stellte den Bürgermeister. Auf Bundesebene hatte das Zentrum inzwischen immer stärker an Bedeutung verloren. Um diese Partei 1953 für den Bundestag zu retten, handelten die Bundesvorstände von CDU und Z ein ungewöhnliches, von den anderen Parteien als Wahltäuschungsmanöver scharf verurteiltes Abkommen aus. Oberhausener „Opfer“ des Wahlabkommens war Mar-

tin Heix, den der CDU-Vorsitzende Dr. Adenauer in einem persönlichen Gespräch veranlaßte, auf das damals noch für die CDU sichere Direktmandat zu Gunsten des Zentrumsvorsitzenden Johannes Brockmann aus Münster zu verzichten. Brockmann wurde dann auch in Oberhausen direkt und Martin Heix (wie auch Luise Albertz) über die Landesliste in den Bundestag gewählt.

Nur noch träumen

Heute können die Oberhausener Christdemokraten von der Zeit, als sie direkt gewählte Kandidaten in den Bundestag und auch in den NRW-Landtag schickten, nur noch träumen. Der Umschwung trat bei der Bundestagswahl 1965 ein, als

gegenüber 1979 um 5,1 v. H., die Partei büßte vier Ratssitze ein. Daß für sie die Kommunalwahlergebnisse 1948 und 1952 noch schlechter waren, kann für die Christdemokraten nur ein schwacher Trost sein, weil man damals die Stimmen aus dem „christlichen Lager“ mit dem Zentrum teilen mußte. 1952 zum Beispiel war das Zentrum mit neun Stadtverordneten im Rat vertreten. Bei der Landtagswahl 1985 rutschte die CDU auf 25,9 v. H. ab, in der Wahlnacht mußten Hans Wagner und vor allem Hildegard Matthäus um ihren Sitz im Landtag zittern. Seit der Bundestagswahl 1987 (30,9 v. H. der Zweitstimmen) dürfen die Christdemokraten hoffen, den Tiefpunkt überwunden zu haben.



Kein leichtes Amt übernahm Dr. Heinz-Jörg Eckhold (zweiter von rechts), als er im Juli 1974 als Nachfolger von Anton Masuch zum CDU-Kreisvorsitzenden gewählt wurde. Alles Gute für seine neue Aufgabe wünschen ihm hier Martin Heix, Vorsitzender von 1946 bis 1961, Fritz Eickelen, Hildegard Matthäus und Fraktionsvorsitzender Hans Wagner (von links). Damals ahnte Eckhold noch nichts von dem Ärger, der ihm bevorstand. Mit seinem spektakulären Rücktritt im Oktober 1977 löste er eine schwere parteiinterne Krise aus.

Heix von Luise Albertz geschlagen wurde. Die CDU brachte es damals aber noch auf 42,6 v. H. der gültigen Zweitstimmen. Seitdem ging es bei Wahlen mit der CDU mehr oder weniger kontinuierlich bergab. Bei der Kommunalwahl 1979 konnte die Partei noch in drei Stimmbezirken ein Direktmandat gewinnen. Bei der Kommunalwahl 1984 verringerte sich der Stimmenanteil der CDU

Der Generationswechsel an der Spitze der Kreispartei – er erfolgte 1961 mit der Ablösung von Martin Heix durch Anton Masuch – ging auch bei den Christdemokraten nicht völlig reibungslos über die Bühne. „Die damals entstandenen Narben verheilten nur langsam“, stellte Peter Hoffman, von 1973 bis 1981 Kreisgeschäftsführer, in seinem Referat auf der Veranstaltung

zum 40-jährigen Bestehen der Oberhausener CDU im September 1985 fest. So gab es in den 60er Jahren eine „Gegenfraktion“, die im „Ruhrland“ tagte.

„Kampf um Mandate“

In der zweiten Hälfte der 70er Jahre führten vorwiegend durch Rivalitäten bestimmte, persönlich motivierte Auseinandersetzungen in der Oberhausener CDU zu einem ersten Konflikt. Masuch-Nachfolger Dr. Heinz-Jörg Eckhold hatte sich als Kreisvorsitzender (seit 1974) mit beachtlichem Erfolg bemüht, neuen Schwung in die Partei zu bringen, die Mitgliederzahl zu steigern. Sein Einsatz wurde schlecht belohnt. Durch eine „Politik der Nadelstiche“ (Pressestimme) entnervt, warf der Sterkrader im Oktober 1977 das Handtuch. Durch seinen auf einer Vorstandssitzung angekündigten Rücktritt stürzte er die CDU in eine schwere Krise.

Hinter den „Intrigen gegen Dr. Eckhold“ wurde in Zeitungskomentaren ein „Kampf um Mandate“ vermutet. In diesem Fall ging es um das Bundestagsmandat, das für den CDU-Kandidaten nur durch einen günstigen Platz auf der Landesliste 1976 hatte Heinz-Jürgen Prangenberg als Vorstandsmitglied der Jungen Union Rheinland einen so guten Listenplatz erhalten, daß ihm der Einzug in den Bundestag gelang, während der schlechter platzierte „offizielle“ Oberhausener CDU-Kandidat Dr. Eckhold das Nachsehen hatte. Als er aus Altersgründen aus der Nachwuchsorganisation der Partei ausscheiden mußte, verlor Prangenberg seine dortige Basis. Im Hinblick auf das Gerangel um die Aufstellung der Landesliste für die Bundestagswahl 1980 war der politisch ehrgeizige Bundestagsabgeordnete darauf angewiesen, sich

in der Oberhausener Kreispartei eine neue Hausmacht zu schaffen. Er wurde der Rivale Dr. Eckholds.

Kommissarisch leitete stellv. Kreisvorsitzender Ernst Craemer die „führerlos“ gewordene Partei bis zur Neuwahl auf dem Kreisparteitag am 9. März 1978 im Mittelsaal der Stadthalle, wo knapp eine Woche vorher die SPD unter ebenfalls recht spektakulären Umständen einen neuen Unterbezirksvorsitzenden gewählt hatte. Während aber die SPD-Delegierten zwischen den Kandidaten Schanz und Dammeyer wählen konnten, war es Craemer nicht gelungen, außer Heinz-Jürgen Prangenberg einen weiteren Kandidaten ausfindig zu machen. Schon damals wurde der Ruf nach Hans Wagner laut, aber der CDU-Fraktionsvorsitzende (seit 1969) und Landtagsabgeordnete (seit 1970) wollte nicht gegen Prangenberg antreten, der nach stürmischer Debatte mit recht knapper Mehrheit gewählt wurde.

Der Wackelkandidat

Unter dem neuen Kreisvorsitzenden kam die Oberhausener CDU wieder etwas zur Ruhe, aber es war die Ruhe vor dem nächsten Sturm. Zunächst geriet der eigenwillige Styruer Vorsitzende Fritz Eickelen, Repräsentant des evangelischen Flügels in der CDU, in die Schußlinie seiner parteiinternen Gegner. Obwohl Eickelen bei der Kommunalwahl 1979 in Styrum einen persönlichen Erfolg erringen konnte, erhielt er bei der Bürgermeisterwahl im Rat nicht alle Stimmen der CDU-Fraktion – ein in der Oberhausener Parteiengeschichte seit 1945 einmaliger Vorgang.

Aber auch Heinz-Jürgen Prangenberg sah sich nach einiger Zeit wieder im Mittelpunkt parteiinterner Auseinandersetzungen, die sich an Meinungsverschiedenheiten zwischen Kreisvorstand und Ratsfraktion entzündeten. Der selbstbewußte, nicht gerade auf leisen Sohlen



Auf dem CDU-Kreisparteitag am 1. Oktober 1977 wurde die Rivalität zwischen dem Bundestagsabgeordneten Heinz-Jürgen Prangenberg (am Vorstandstisch zweiter von links) und dem Kreisvorsitzenden Dr. Heinz-Jörg Eckhold (rechts) deutlich. Bei dieser Abstimmung, an der sich auch Schatzmeister Alfred Kreilkamp, Landtagsabgeordneter Hans Wagner und Geschäftsführer Peter Hoffmann (von links) beteiligten, blieb die Stimmkarte von Prangenberg unten. Drei Wochen später kam es zum offenen Bruch, als Dr. Eckhold auf einer Vorstandssitzung seinen Rücktritt erklärte.

sich bewegende Kreisvorsitzende machte sich mit seiner Kritik an der Fraktion so unbeliebt, daß ihm die Unterstützung versagt wurde, die er dringend benötigte, um seinen erneuten Einzug in den Bundestag sicherzustellen. 1983 mußte er als „Wackelkandidat“ in den Bundestagswahlkampf ziehen, mit dem Resultat, daß seine Laufbahn als Bundespolitiker beendet und die Oberhausener CDU in der Legislaturperiode bis 1987 in Bonn nicht präsent war. Er zog die Konsequenz aus seiner Situation und verzichtete auf eine erneute Kandidatur für den Kreisvorsitz.

Jetzt konnte Fraktionsvorsitzender Hans Wagner dem Drängen seiner der Querelen überdrüssigen Parteifreunde nicht mehr widerstehen, auch den Kreisvorsitz zu übernehmen. In dieser Doppelfunktion gelang es dem „starken Mann“ der Oberhausener CDU, das Parteschiff wieder in ruhigeres Fahrwasser zu lenken. Daß er das Parteiruder fest im Griff hat, bewies er in der Auseinandersetzung um die Nominierung des Kandidaten für die Bundestagswahl 1987. Sein Vorschlag, mit Dr. Ruprecht Vondran, Hauptgeschäftsführer der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie in Düsseldorf, den Wählern einen auswärtigen Kandidaten zu präsentieren, stieß vor allem bei der Jungen Union auf Kritik. Die Nachwuchsorganisation schlug den Königshardter Paul Langenberg vor, der in der Vergangenheit mit Prangenberg die kritische Haltung gegenüber den „Etablierten“ in der Fraktion geteilt und in einem „Strukturpapier“ die nach seiner Beurteilung vorhandenen Schwachstellen in der Oberhausener CDU aufgezeigt hat. Hans Wagner konnte sich in der Kandidatenfrage durchsetzen, zumal Dr. Vondran aufgrund seiner Position in der Wirtschaft eine gute Absicherung auf der CDU-Landesliste sicher

war. Die Oberhausener CDU ist seit 1987 wieder im Bundestag vertreten.

Nicht an einen Tisch

Für die FDP ist Oberhausen ein besonders schwieriges Pflaster, wie die Ergebnisse der Kommunalwahlen zeigen. Bei ihrem kommunalpolitischen Start 1948 kam die Partei auf 5,2 v. H., um vier Jahre später mit 9,3 v. H. (fünf Mandate) ihr bestes Wahlergebnis überhaupt zu erzielen. Damals steuerte die Oberhausener FDP einen nationalen Kurs, versuchten in dieser Partei auch Leute mit brauner Vergangenheit ihr politisches Glück. Nach der Kommunalwahl 1952 kam es im Rat zu einem Eklat, als der von CDU, Zentrum und FDP gewählte Oberbürgermeister Pannenbecker den FDP-Stadtverordneten Dr. Legge vereidigte, der im Dritten Reich der Verwaltungsspitze angehört hatte. Mit ihm wollten sich die Sozialdemokraten nicht an einen Tisch setzen, die SDP-Fraktion zog geschlossen aus dem Ratssaal.

Nach dem Verschwinden der Zentrumspartei von der politischen Bühne war es das Wahlziel der Freien Demokraten, eine absolute Mehrheit der SPD zu verhindern und als „dritte Kraft“ im Rat das „Zünglein an der Waage“ zu sein. Das gelang der FDP 1961, so daß es im Stadtparlament zu der eingangs erwähnten Pattsituation kam, als deren Folge die interfraktionelle Vereinbarung über die Oberbürgermeisterwahl getroffen wurde. Der seinerzeitigen dreiköpfigen FDP-Ratsfraktion gehörte Karl Kolberg an, die schillerndste Gestalt, die Oberhausens Kommunalpolitik hervorgebracht hat. Privat ein rechter Lebemann, war Kolberg ein brillanter Redner. Seine spitzen rhetorischen Pfeile schoß er vornehmlich gegen die CDU ab, der er vorwarf, Bonner Verhältnisse in Oberhausen einführen zu wollen. Kolberg spielte damit auf das gespannte Verhält-

nis zwischen CDU/CSU und FDP während der damaligen christlich-liberalen Koalition an. Mit seinen flotten Sprüchen sorgte er für Wirbel in Ratssitzungen und Bürgerversammlungen, lieferte er der Ortspresse Schlagzeilen. Kolberg hat auf seine Weise zur Belebung der Oberhausener Kommunalpolitik beigetragen. Das war 1964 vorbei, als die FDP erstmals und 1969 wieder an der Fünfprozent-Klausel scheiterte.

Mit der Bildung der sozial-liberalen Koalition in Bonn und der Regierung Brandt/Scheel brachen 1969 auch in der Oberhausener FDP heftige Flügelkämpfe aus. Die Kritiker der damals in die Wege geleiteten neuen Ostpolitik, unter ihnen Dr. Barge, formierten sich in der nationalliberalen Aktion und forderten den Rücktritt des Parteivorsitzenden Walter Scheel. Der parteiinterne Zoff endete in Oberhausen mit dem Parteiaustritt von etwa 15 Anhängern des rechten Flügels.

Blutauffrischung

Die Partei stand vor einem Neufang, als 1970 der Kreisvorsitz von Dr. Barge auf Jochen Becker überging. Damals entstand, so sieht es der heutige Kreisvorstand, eine neue Partei. „Für uns begann damals die Geschichte der Oberhausener FDP, aus der Honoratiorenpar-



Eine neue FDP entstanden: Ulrike Weber, Vorsitzende von 1977 bis 1978, Hans-Otto Runkler, von 1975 bis 1979 Fraktionssprecher, und Gerd Arlt, seit 1979 Vorsitzender.

tei wurde eine Mitgliederpartei“, meint Vorstandsmitglied Hans-Otto Runkler; er gehörte zu den jüngeren Leuten, die damals als neue Mitglieder für eine „Blutauffrischung“ sorgten. Unter dem Vorsitzenden Helmut Hütter (seit 1972) gelang den Liberalen 1975 mit einem Stimmenanteil von 5,3 v. H. die Rückkehr ins Stadtparlament. Die wieder dreiköpfige Fraktion der Liberalen mit Runkler als Sprecher schlug sich im Rat recht tapfer, war in den Auseinandersetzungen mit der mächtigen SPD um Sachlichkeit bemüht.

Der kommunalpolitische Eifer der Liberalen wurde vom Wähler nicht honoriert. Seit 1979 sitzt die FDP nicht mehr im Stadtparlament, für einen Sitz wenigstens in der Sterkrader Bezirksvertretung fehlten ihr damals ganze drei Stimmen. Bei der Kommunalwahl 1984 (Runkler: „Ein Jahr nach der Bonner Wende“) landeten die Oberhausener Liberalen mit enttäuschenden 2,9 v. H. „im Keller“. Zweimal verpaßten sie ganz knapp die Möglichkeit, im Landesparlament vertreten zu sein: 1975 und 1985 erreichten Oberhausener FDP-Kandidaten jeweils Platz 15 der Landesliste, die aber in beiden Fällen nur bis Platz 14 „zog“. Seitdem hat man im Oberhausener Kreisvorstand einen Horror vor der Zahl 15. Bei der Bundestagswahl 1987 konnte die Oberhausener Partei mit einem Zweitstimmenanteil von 4,4 v. H. in bescheidenem Umfang vom positiven Trend der FDP auf Bundesebene profitieren.

Der Kreisvorsitz wechselte ab 1977 mehrmals; seit 1979 steht Gerd Arlt an der Spitze der Oberhausener FDP. Unter seiner Leitung kämpfen die Liberalen unverdrossen um die Rückkehr in den Rat.

Links von der SPD

Auf dem steinigen Weg zu diesem Ziel wurden die Freien Demokraten 1984 von einem Neuling in der Oberhausener Kommunalpolitik

überholt. Die erstmals kandidierende „Bunte Liste Oberhausener Demokraten“ (BL) erreichte bei der Kommunalwahl auf Anhieb einen Stimmenanteil von 6,7 v. H. und „erleichterte“ die CDU um vier Ratssitze. Die neue Ratsfraktion spielt im politischen Leben unserer Stadt eine Rolle, die mit der Position der Grünen in anderen Städten zu vergleichen ist. Die BL versteht sich aber nicht als Partei, sondern als links von der SPD angesiedelte Wählervereinigung. Im Aktionsprogramm der BL heißt es u. a.: „Was uns vereint, sind nicht Weltanschauungen, sondern der gemeinsame Wille, für die Einwohner unserer Stadt Möglichkeiten zu schaffen, sich unmittelbar an den Entscheidungen des Rates und der Verwaltung sowie der städtischen Betriebe zu beteiligen.“ Mit dieser Willenserklärung waren Konflikte im Rat vorprogrammiert, denn die Forderung nach „direkter“ Demokratie läßt sich mit der vom Grundsatz der repräsentativen Demokratie ausgehenden Gemeindeordnung nur schwer vereinbaren.

Zu den Initiatoren dieser politi-



Als Parteiloser hatte Friedrich Wilhelm Maaßen maßgeblichen Anteil am Zustandekommen der „Bunten Liste Oberhausener Demokraten“, die seit 1984 vier Sitze im Rat der Stadt Oberhausen innehat. Maaßen ist inzwischen aus der BL-Fraktion ausgeschieden.

schen Vereinigung – sie hat in dieser Form bislang keine Nachahmung in anderen Städten gefunden – zählt Friedrich Wilhelm Maaßen, ein „Wanderer zwischen den politischen Welten“, ein Einzelgänger, der als aktiver evangelischer Christ sein politisches Engagement bei der CDU begonnen hatte. Maaßen gehörte der BL-Fraktion im Rat der Stadt als Parteiloser an, ist aber inzwischen ausgeschieden. Als Grund nennt er seinen Umzug nach Mülheim-Styrum. Für ihn rückte Bärbel Höhn von den Grünen nach.

Durch die Hintertür

Der KPD haben die Oberhausener Wähler seit den 50er Jahren die kalte Schulter gezeigt, auch bei Kommunalwahlen landete die radikale Linke unter „ferner liefen“. Das „politische Personenbündnis“ (Friedrich Wilhelm Maaßen) bot den Kommunisten die willkommene Gelegenheit, sozusagen durch die Hintertür wieder ins Stadtparlament zu gelangen. Die DKP verzichtete 1984 auf eine eigene Kandidatur, unterstützte die BL und kehrte nach gut drei Jahrzehnten mit zunächst einem Mitglied (Dirk Paasch) in den Rat zurück. Inzwischen sitzt ein zweites DKP-Mitglied im Stadtparlament: Eine Kommunistin nahm den Platz des Grünen-Vertreters Harald Mann ein, der wegen Wegzuges sein Mandat aufgab. Damit hat die DKP die Mehrheit in der BL-Fraktion, der auch ein Linkssozialist (Rainer Lombard) angehört.

Die Mitarbeit der neuen „dritten Kraft“ blieb nicht ohne Auswirkungen auf die parlamentarische Arbeit. Die Spannungen im Rat haben wieder zugenommen, wegen der langatmigen Debatten benötigen die Stadtverordneten gutes Sitzfleisch. Oberbürgermeister Friedrich van den Mond konnte die letzte Ratssitzung vor der Sommerpause 1987 erst kurz vor Mitternacht für beendet erklären.

GRÜSSE VON ANNO DAZUMAL

von Klaus Müller



Aber gewiß doch: Zwielfichtige Gestalten, kleinere und größere Ganoven, ab und an sogar ein richtiger Schwerverbrecher – oh ja, die gab es auch schon anno 1906. Erst einmal dingfest gemacht, wanderten sie allesamt vor die Schranken des Gesetzes – Strafe mußte schließlich auch zu Beginn der Jahrhundertwende schon sein! Zu einem ordentlichen Prozeß gehörten mehr oder weniger gesprächige Zeugen, und wer will denjenigen Lügen strafen, der da behauptet, auch in grauer Vorzeit habe sich jedermann über sein entsprechendes Zeugengeld gefreut.

Doch, diese Frage sei gestattet: Wohin führte dann der erste Weg von der Gerichtskasse? Ins traute Heim, um die paar Groschen direkt in den streng bewachten Sparstrumpf zu stecken, oder doch lieber in die traditionelle „Meineids-Kneipe“ um die Ecke? „Reine Ansichtssache“, versichert Marita Arntz. Stimmt – im wahrsten Sinne des Wortes! Eine ihrer mittlerweile über 500 Ansichtskarten weiß nämlich auch auf diese Frage eine historisch-belegbare Antwort: Die Restauration Bunggert an der Ecke Schwarz-/Mülheimer Straße lud zum „Rendezvous

der Parteien und Zeugen“ ins „Institut zur Verwertung der Zeugengebühren“. Und für alle, die sich vielleicht vorab noch ein wenig Mut antrinken wollten, gab's einen speziellen Service: „5 Minuten vor Aufruf jeder Sache wird geklingelt!“ Da steht es, schwarz auf weiß. – Was 1975 mit der Lektüre eines Heimatbuches begann, entwickelte sich mittlerweile zur großen Sammlerleidenschaft. Gesamtansichten und Luftaufnahmen, alte Straßenzüge, spezielle Bauwerke wie der Bahnhof, das Rathaus, die Post, aber auch Schulen, Kirchen und Krankenhäuser im allgemeinen, Industriegebiete, nicht zu vergessen die Oberhausener Gastronomie – mittlerweile gibt es kaum noch einen Bereich, bei dem die gelernte Krankenschwester Marita Arntz nicht mit entsprechenden „Ansichts-Sachen“ aufwarten könnte. Auch wenn der geneigte Betrachter bei der letzten, mit Sicherheit originellsten Rubrik, bei den „Kuriositäten“, ab und an schon mal – zu Recht – etwas anderer Ansicht sein darf. – Nun, es sind und bleiben halt „Ansichts-Sachen“! Sie sind eingeladen zu einem hochinteressant-bebilderten Streifzug durch die Alt-Oberhausener Geschichte. Also, beginnen wir doch einfach. . .



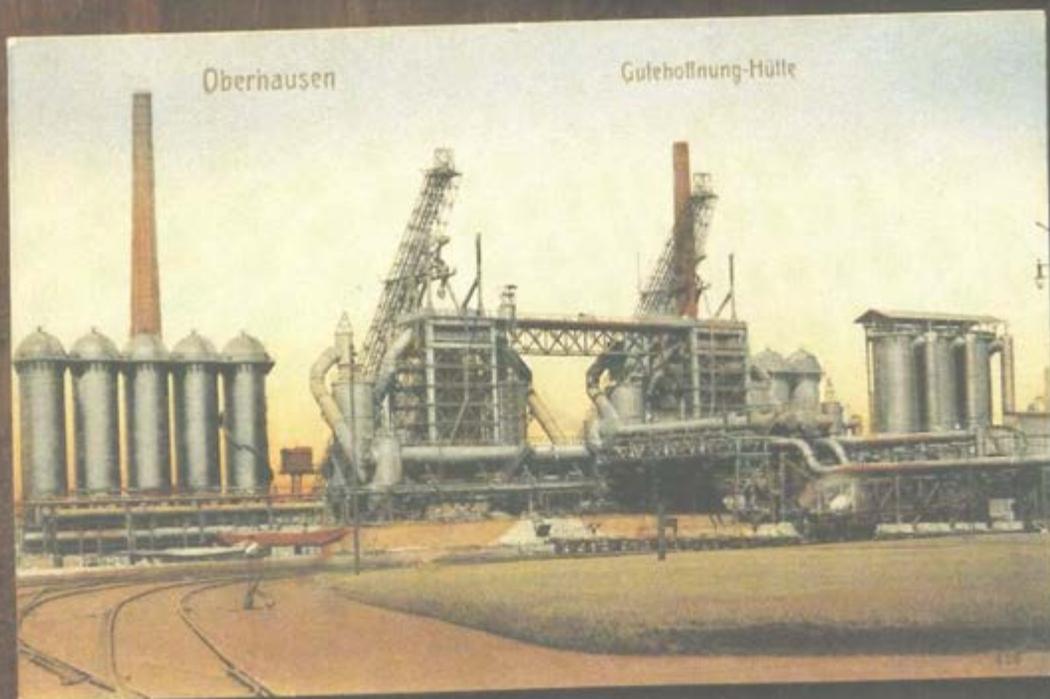
Novalisgymnasium um 1902

Grillo-Park (1913), im Hintergrund die Adolf-Feld-Schule und Christuskirche



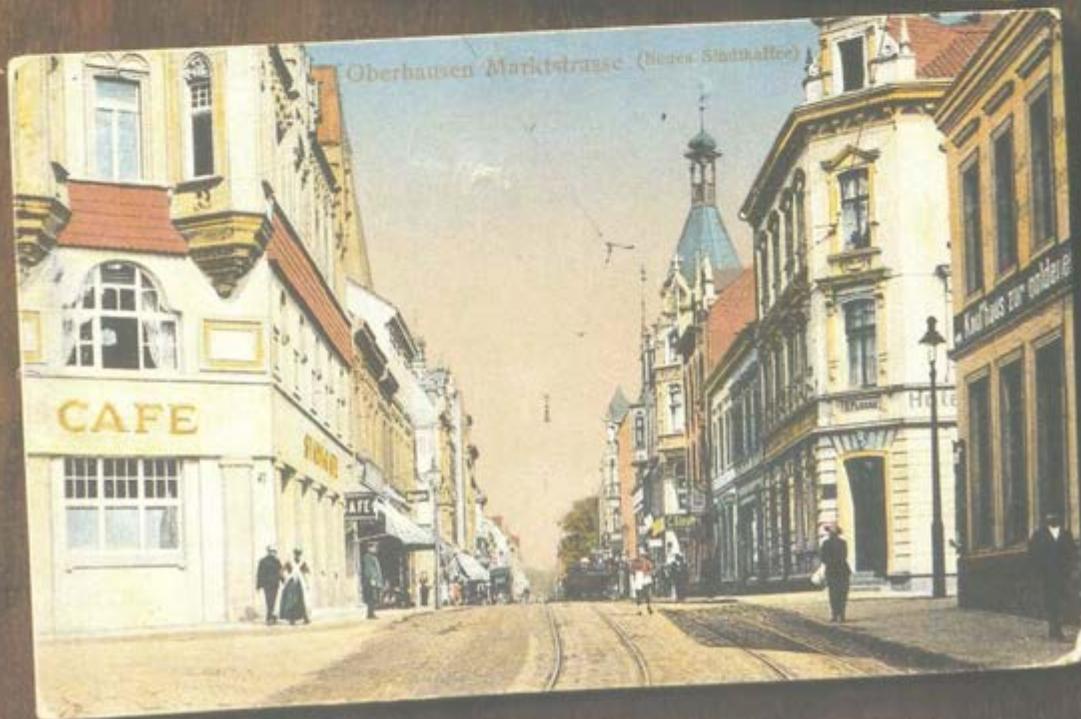
Siegessäule auf dem Altmarkt um 1912

Altmarkt mit Herz-Jesu-Kirche und Gaststätte Dickmann



Zeche Concordia - Schacht I und II - vor 1914

Hochofen-Anlage der Gutehoffnungshütte um 1923



*Central-Hotel um 1905, damals Ecke Bahnhof- und Ellenbogenstraße, heute Friedrich-Karl-Straße
Neues Stadtkaffee um 1923, heute Parkhaus Ecke Markt- und Friedenstraße*



Mülheimer Straße im Bereich der Schenkendorfstraße um 1904

Erstes Oberhausener Rathaus (erbaut 1873 und zerstört 1942) an der Schwartzstraße



Centralbahnhof um 1925, erbaut 1888 als dritter Oberhausener Bahnhof

Gondelpartie im Kaisergarten um 1913



Marktstraße um 1905 im Bereich der heutigen Goeben-/Paul-Reusch-Str.

Bismarckstraße um 1917 mit Luther- und Marienkirche



Oberhausen - Lirich

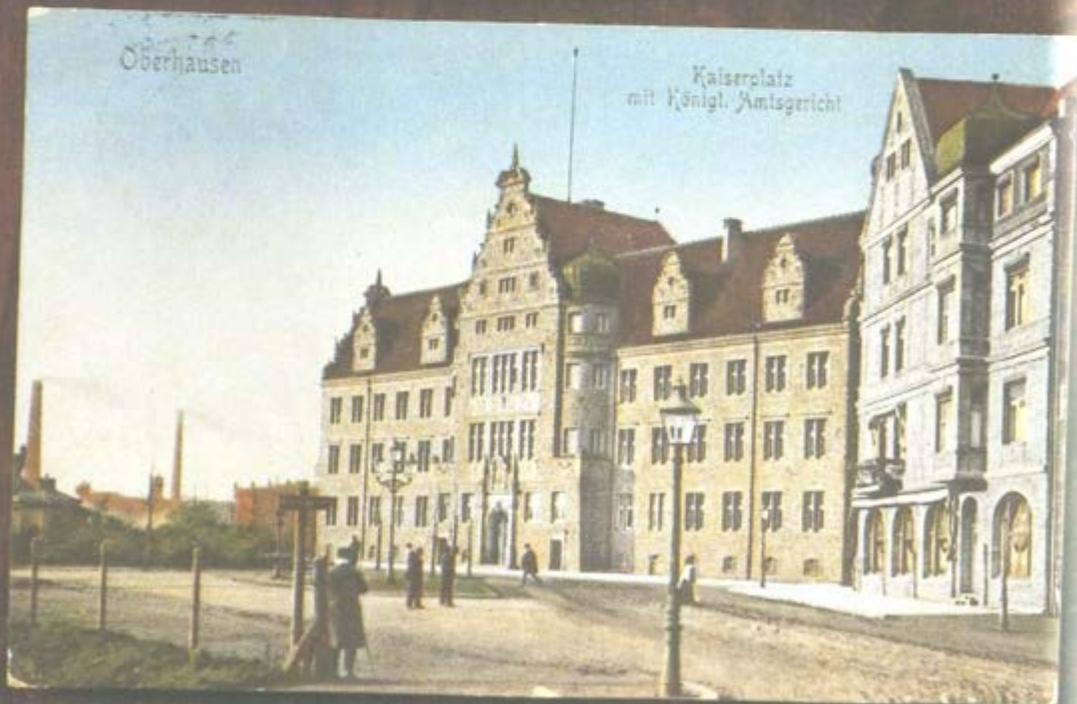
Wasserleitungs-Strasse



Oberhausen-Alstaden

Flockenfeldstraße

*Wilmsstraße in Lirich um 1911 mit Katharinenkirche
1935 in Alstaden - Flockenfeld/Ecke Stubbenbaum*



Central-Büro der Gutehoffnungshütte um 1900, später Hauptverwaltung an der Essener Straße
Amtsgericht (1907) am heutigen Friedensplatz, im Hintergrund die Zinkhütte Vieille Montagne



Conzerthaus Wortmann (1904), heute Ecke Markt- und Lothringer Straße

„Solbad und Kurgarten Alstaden“ um 1904

WIE DER STAU NACH OBERHAUSEN KAM

von Hans-Walter Scheffler



„Wozu ist die Straße da?“ fragte 1982 kritisch das „Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz“. „Wenn man den singenden Lumpazivagabunden auf der Landstraße traut, weiß man das: ‚Zum Marschieren, zum Marschieren in die weite Welt‘. Und es ist ganz klar, daß damit jene Art von Wandern gemeint ist, wie sie Zimmerleuten, Müllern und anderen menschen- und weltneugierigen Leuten eine Lust ist. Nein, wohl eher: eine Lust war. Denn die Wirklichkeit von heute verteilt derlei Freuden fast nur noch an diejenigen, die Auto fahren. Und je schneller sie das tun wollen, desto eher wird ihnen gedient. 30 Jahre lang ist Straßenbau bei uns für niemanden anderen betrieben worden als für den motorisierten Menschen. Und niemals vorher gab es so komfortable, so breite, so gerade, so „schnelle“ und so lebensgefährliche Straßen wie jetzt.“ Zwei Jahre zuvor hatte selbst die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ über die Verkehrspolitik die Nase gerümpft: „Ein jeder wollte in die Geschichte eingehen mit endlosen Kilometern von neuen Autobahnen, mit neuen Zubringern, Unter- und Überführungen, Autobahn-Dreiecken, Autobahn-Kleeblättern. Einen neuen Autobahnabschnitt feierlich zu eröffnen, das offenbar schienen die Höhepunkte im Leben

eines jeden Verkehrsministers zu sein.“

Auch die Oberhausener Autobahn-Geschichte ist nicht frei von derlei Widersprüchen. Auf der einen Seite Straßenplaner und Autofahrer, denen jeder Stau eine neue Enttäuschung zufügte und die lange Zeit die öffentliche Diskussion über die Entwicklung des Stadtbildes beherrschten, auf der anderen Umweltschützer und planverdrängte Bürger, die nicht mehr kommentarlos schlucken wollten, daß man wirklich jede Straße bauen müsse, für die sich die Verkehrspolitik stark machten. Zwischen den zuweilen unversöhnlichen Fronten gab es aber immer wieder auch Rückbesinnung auf das, wozu die Straße tatsächlich da sein soll. Autofreier Sonntag und Smog-Alarm erinnerten seit Mitte der 70er Jahre schmerzlich daran, daß Straßen Verbindungen herstellen und deshalb nicht nur eine physische, sondern auch eine philosophische Erfindung sind; ihnen wohnt die Einladung inne, uns nahe zu fühlen, einander näherzukommen. Wirtschaftspolitikern mahnten, daß ein gutes Verkehrsnetz als zentrales Stück der Infrastruktur zu den unverzichtbaren Voraussetzungen einer florierenden Volkswirtschaft zähle. Eine Broschüre der Stadt präsentiert nicht nur selbstbewußt auf

dem Titelbild das Oberhausener Autobahnkreuz als „Magnet für Unternehmen, die einen schnellen Standort benötigen“, sondern verkündet ebenso stolz: „Kein Standort im Stadtgebiet ist mehr als 2,5 km von der nächsten Autobahnschlußstelle entfernt“, ein Trumpf der heimischen Wirtschaftsförderung.

Wie hatte alles begonnen? Der Begriff Autobahn wurde vermutlich 1930, in Anlehnung an die Eisenbahn, geprägt. Nachdem durch Gesetz vom 27. Juli 1933 das Unternehmen Reichsautobahnen als Zweigunternehmen der Deutschen Reichsbahn geschaffen worden war, wurde 1934 an verschiedenen Stellen mit dem Bau von Autobahnen begonnen, so auch am Duisburger Kaiserberg. Die Vorentwürfe der „Gezuvor“ („Gesellschaft zur Vorbereitung der Reichsautobahnen“) bildeten dabei die Grundlage für die Freigabe zum Bau der einzelnen Strecken. Im Bericht der Sektion Rhein-Ruhr der „Gezuvor“ wurde auf technische Rahmenbedingungen bei den einzelnen Linien hingewiesen, so bei der Strecke Köln – Düsseldorf – Industriegebiet: „Berücksichtigung der Wald-, Erholungs- und Siedlungsgebiete sowie der Industriekerne im Rahmen der Großstädte Düsseldorf, Duisburg, Oberhausen, Mülheim und Essen,

vor allem die Überwindung der ganz gewaltigen Schwierigkeiten bei der Durchquerung des Kerngebietes der Schwerindustrie in Nord-Süd-Richtung in den Stadtgebieten Duisburg und Oberhausen“. Aus heutiger Sicht interessant genug: Vom Gedanken der Erhebung von Benutzungsgebühren wurde erst 1936 endgültig Abstand genommen.

Als die Autobahnmeisterei Duisburg, die auch das Oberhausener Autobahnnetz betreut, 1986 ihr 50jähriges Bestehen feierte, berichtete deren Leiter Andreas Schreiber über die Männer der ersten (Autobahn-) Stunde: „Es gibt nur noch wenige Zeugen der Geschichte der Autobahn. Ich hatte Gelegenheit, mit einem halben Dutzend zu sprechen. Dabei kommt immer wieder zum Ausdruck, daß man die gewaltige technische Leistung und das gefühlvolle Einfügen der Reichsautobahn in die Landschaft wohl anerkennen müsse. Die teilweise anzutreffende negative Einstellung zur stark frequentierten Autobahn (1,7 v. H. des Straßennetzes im Bundesgebiet sind Autobahnen, aber 26 v. H. des Gesamtverkehrs liegen darauf) stößt oft auf Unverständnis.“

Strecke der Hindernisse

Schon jubelte 1936 die „National-Zeitung“ in Oberhausen: „Der Bau der Reichsautobahnen gehört zu den größten Arbeitsbeschaffungs-

Hollandautobahn im Bereich der Dorstener Straße (1971).



maßnahmen der Gegenwart“, da bereitete die Bauplanung den Technikern noch erhebliches Kopfzerbrechen. Später berichtete ein Chronist von „unerhört großen Schwierigkeiten, zumal es galt, den in ost-westlicher Richtung verlaufenden Kern des rheinisch-westfälischen Industriegebiets auf kürzestem Wege zwischen Duisburg und Oberhausen zu durchstoßen, also in Querrichtung zu einem Bündel von Wasserläufen, Eisenbahnlinsen und zahllosen anderen Verkehrswegen. Allein im Abschnitt des engeren Ruhrgebiets zwischen Duisburg und Oberhausen waren auf neun Kilometern Streckenlänge elf Unterführungen unter Eisenbahnen und Straßenzügen und 18 Überführungen über Wasser-, Eisenbahn- und sonstige Verkehrsstraßen erforderlich.“ Vom Bergbau verursachte Bodensenkungen und die hohe Besiedlungsdichte erschwerten die Planungen zusätzlich: „Am Bahnhof Oberhausen-West türmen sich die Hindernisse zuhauf so sehr, daß man diesen Bauabschnitt bezeichnenderweise die ‚Strecke der Tunnel und Brücken‘ nennt. Auf einer Strecke von einem Kilometer liegen nicht weniger als 310 Meter der Autobahn unter oder auf einzelnen Brücken. Bald geht es unter einem ganzen Bündel von Eisenbahngleisen her, die aus dem Verschiebebahnhof Oberhausen-West ausstrahlen, bald, nach Unterfahrung der Ruhrorter Straße, die an der Kreuzungsstelle sechseinhalb Meter über die Autobahn hinweggehoben werden muß, in sanftem Anstieg aufwärts zum Rhein-Herne-Kanal, der auf einer 130 Meter langen Brücke überfahren wird. Zwei Kilometer weiter ein weiterer Durchbruch voller Schwierigkeiten. Zwischen dem engen Siedlungsgebiet von Hamborn und Sterkrade bleibt der Autobahn der Weg nach Norden offen, der allerdings erkaufte werden mußte mit dem Ab-

bruch von 35 Häusern mit 55 Wohnungen.“ In einer Breite von 28 Metern mußten die Bäume des Dunkel-schlages und des Köllnischen Waldes abgeholzt werden, um Platz für die Autobahn zu schaffen, zwischen dem Duisburger Kaiserberg und Bottrop nicht weniger als 66 Brücken gebaut werden.

Brücken haben ausgedient

Dazu der Leiter der Autobahnmeisterei, Andreas Schreiber, aus heutiger Sicht: „Mit Sorge ist die enorme Zunahme von Größe, Höhe und Gewicht der Schwertransporte zu beobachten. Immer wieder treffen hier Alarmmeldungen ein, die eine meist nächtliche Überprüfung der Bauwerke auslösen. Ob unsere Brücken das noch lange aushalten? Den 1935 bis 1937 gebauten Brücken in den ersten Teilabschnitten der Ruhrgebietsautobahn zwischen Düsseldorf-Nord und Oberhausen-Nord dürfte eigentlich nichts Unvorhergesehenes mehr passieren: Sie haben mit dem vierstreifigen Autobahnkonzept ausgedient und müssen neuen, breiteren Bauwerken im Zuge des Ausbaus der A 3 auf sechs Fahrstreifen zwischen Oberhausen und Leverkusen weichen. Wie lange sie wirklich gehalten hätten, wird man also nie erfahren ...“

Ende 1936 berichtete der „Duisburger General-Anzeiger“: „Am 12. Dezember wird die erste Teilstrecke der Reichsautobahn im Ruhrgebiet eröffnet. Sie ist 17,3 km lang, beginnt in Breitscheid im Kreis Düsseldorf-Mettmann, führt durch das Gebiet der Städte Mülheim und Duisburg-Hamborn, überquert die Ruhr und endet an der Ruhrorter Straße in Oberhausen.“ Ein erster „Knigge“ für Autobahnbenutzer wurde gleich mitgeliefert: „Zur Erteilung von Fahrunterricht darf die Reichsautobahn nicht benutzt werden. Rennen, Rekordfahrten und ähnliche Veranstaltungen bedürfen außer der erforderlichen Genehmigung noch der Zustimmung der Ge-



Verkehrsminister H.-Chr. Seehofer 1961.

sellschaft Reichsautobahnen.“ Einem Auto standen im Sommer 1937 im Deutschen Reich 47 Einwohner gegenüber. Zu diesem Zeitpunkt war die Strecke Köln–Oberhausen der Reichsautobahn mit etwa 5500 Kraftfahrzeugen täglich gleich nach der Strecke Frankfurt–Karlsruhe die am stärksten befahrene Autobahn in Deutschland. Im Dezember 1937 frohlockte die „National-Zeitung“: „Die Stadt Oberhausen darf sich glücklich schätzen, mit drei Anschlußstellen bedacht worden zu sein. Wir sind damit weit besser weggekommen als Essen, das sich im wahrsten Sinne des Wortes erst zur Reichsautobahn hin durchbudeln mußte und nur im Wege kostspieliger und umfangreicher Straßenbauten Anschluß gewinnen konnte.“

6900 Kilometer sollte das deutsche Autobahnnetz nach einer ersten Veröffentlichung der Reichsregierung vom Mai 1934 umfassen. Im September 1936 waren 1000 Kilometer in Betrieb, im Dezember 1939

sollte der 4000. Kilometer erreicht werden. Kriegsausbruch war am 1. September 1939. Bei Einstellung der Arbeiten in den Kriegsjahren 1941/42 (hierunter fiel auch die Hollandlinie vom „Kleeblatt“ in Oberhausen bis Arnheim) war ein Gerippe von 3860 Kilometer Reichsautobahnen vorhanden, davon im späteren Bundesgebiet 2110 Kilometer. Ab 1952 wurden Lücken im zerrissenen Autobahnnetz geschlossen, 1955 liefen die Arbeiten für den Weiterbau wieder an.

Straße der Freundschaft

„Möge diese neue Straße der Freundschaft zwischen Deutschland und Holland und dem Frieden dienen.“ Mit diesen Worten durchschnitt Bundesverkehrsminister Hans-Christoph Seehofer am 10. Juli 1961 an der Auffahrt Wesel das quer über die Fahrbahn in Richtung Oberhausen gespannte weiße Band und übergab damit den ersten Abschnitt der Hollandlinie von der Bundesstraße 58 zum Oberhausener Kreuz dem Verkehr. Entsprechende Pläne waren im Düsseldorfer Landtag erstmals wieder ein Jahrzehnt zuvor erörtert worden. Gut zwei Monate vor dem im Staatsvertrag zwischen der Bundesrepublik und den Niederlanden festgesetzten Termin konnte die Verbindung zwischen dem Oberhausener Kreuz und der Zollübergangsstelle Elten dann am 27. April 1965 freigegeben werden. Ein Chronist berichtete: „Die Knappenkapelle der Bergwerksgesellschaft Walsum spielte einen Tusch, und über den Köpfen der großen Festversammlung kreiste ein einmotoriges Flugzeug mit dem niederländischen Verkehrsminister Suurhoff an Bord, als NRW-Landtagspräsident Johnen unweit der Anschlußstelle Bocholt (Haminkeln) auf Bitte von Bundesverkehrsminister Seehofer das quer über die Fahrbahn gespannte weiße Band durchschnitt. Der Direktor des Landschaftsverbandes Rhein-

land, Dr. Klaus, nannte die Baukosten für die 65 km lange Autobahn mit 205 Millionen DM ‚erfreulich niedrig‘. Die Autobahn hat neun Anschlußstellen, in ihrem Zuge wurden 71 Brücken errichtet. Elf Oberhausener Firmen waren an den Bauarbeiten beteiligt. Im Saal des Emmericher Schützenhauses kam es anschließend zu einer kleinen Demonstration der Städtefreundschaft zwischen Oberhausen und Arnheim. Oberbürgermeisterin Luise Albertz überreichte dem Arnheimer Bürgermeister Matser eine mit Narzissen in den Oberhausener Stadtfarben Blau und Weiß gefüllte Vase aus Berliner Porzellan. Der Arnheimer Bürgermeister revanchierte sich mit einem bunten Blumenstrauß. Matser: ‚Ich glaube, daß durch die neue Autobahn Europa noch kleiner geworden ist.‘“

Am 22. Oktober 1971 fand die Eröffnungsfahrt über das neue Reststück der Hollandlinie im Bereich des Sterkrader Hallenbadkreuzes statt. Der Leiter des Fernstraßenneubauamtes Wesel, Rolf Kipp, bilanzierte, daß mit diesem Abschnitt die 1959 begonnenen Arbeiten zum Bau der 68,8 km langen Strecke endlich ihren Abschluß gefunden hätten. Die Bausumme von 13,8 Millionen DM entsprach einem Kilometerpreis von 16,7 Millionen DM. Zur Freilegung der Trasse waren 21 Häuser, eine Schule und ein Jugendheim abgerissen sowie sechs Gewerbebetriebe, eine Zahnarztpraxis und insgesamt 64 Familien umgesiedelt worden. Die Stadt errichtete

OB Luise Albertz, Min. Seehofer und Min.-Präs. Meyers.





Gäste aus Holland.

mit Hilfe des Bundes als Ersatz für die abgerissene Schule einen Neubau an der Tackenbergstraße, die Pfarre St. Bernardus auf dem ihr von der Bundesstraßenverwaltung bereitgestellten Gelände ein neues Jugendheim. Am 30. März 1977 übergab schließlich der Parlamentarische Staatssekretär im Bundesverkehrsministerium, Lothar Wrede, die wichtige Verkehrsverbindung zwischen dem Oberhausener Kreuz bzw. der Hollandlinie und dem Emscherschnellweg ihrer Bestimmung. Dabei handelte es sich um die knapp drei Kilometer lange „Miniautobahn“ A 516 von Dreilinden im Zuge der neuen Bundesstraße 223 bis zum Emscherschnellweg, die nach langjähriger Bauzeit mit einem Kostenaufwand von 36 Millionen DM fertiggestellt worden war.

Wache in der Kneipe

Aber wie war die Oberhausener Autobahnpolizei in die Kneipe gekommen? Schon seit den frühen 50er Jahren befand sich auf Oberhausener Boden eine Polizeiauto-

bahnstation. Der erste Standort war der Parkplatz an der Autobahn Köln-Berlin in Höhe der Brücke über den Rhein-Herne-Kanal. Hier baute 1955 der Notstandszug der Bereitschaftspolizei eine Wache in Blockhausform, die dann im Laufe der Jahre mehrmals vergrößert wurde. Die Wache erhielt den Namen „Polizei-autobahnstation Rhein-Herne-Kanal“. Zu dieser Zeit tangierte nur die Autobahn Köln-Berlin das Oberhausener Stadtgebiet. 1964 kam es dann zur Einrichtung einer eigenen Autobahnpolizeidienststelle. Zu diesem Zweck wurde die alte Gastwirtschaft Zahn in Buschhausen umgerüstet, der ehemalige Tanzsaal zur Kraftfahrzeughalle umfunktioniert. 1970/71 wurde im Oberhausener Kreuz, dem Schnittpunkt der alten Autobahn Köln-Berlin mit der mittlerweile neuerbauten Hollandlinie, eine moderne Wache gebaut, die noch heute ihre Funktion erfüllt und die Bezeichnung „Polizei-autobahnstation Oberhausen“ erhielt. Die alte Wache am Rhein-Herne-Kanal wurde abgerissen, das Domizil in der Gastwirtschaft Zahn aufgegeben. Die Dienststelle selbst erhielt nach mehreren Auslagerungen in Wesel und Moers 1973 eine neue Bleibe im Gebäude des Schutzbereichs Nord in Sterkrade. Der Überwachungsbereich der Polizeiautobahnstation umfaßt 68 km Streckennetz. Er verteilt sich auf die Autobahnen 2, 3, 42, 59 und 516, die die Städte Oberhausen, Duisburg, Essen, Bottrop und Gelsenkirchen berühren. Der gesamte Streckenbereich mit sechs Autobahnkreuzen und 25 Anschlußstellen wird von 55 Beamten mit 14 Streifenwagen betreut. 1986 ereigneten sich hier 1426 Verkehrsunfälle, bei denen u. a. acht Todeopfer und 67 Schwerverletzte zu beklagen waren.

„Stau auf der A 3 zwischen Oberhausen und Arnheim ...“ – niemand sonst betreibt soviel kostenlose

Werbung für die Stadt wie der Westdeutsche Rundfunk mit seinen Verkehrsfunk-Durchsagen. Da verstreicht kein Tag ohne Erwähnung Oberhausens, dessen Autobahnpolizisten die größten Staus immer dann ausmachen, wenn, wie am 17. Juni, das halbe Ruhrgebiet zum Einkauf ins Nachbarland aufbricht. Der Rekord liegt bei 70 Kilometern zwischen Utrecht und dem Duisburger Kaiserberg. Längst liegen Pläne bereit, das „Tor nach Holland“ durch einen sechsspurigen Ausbau zu entschärfen. Die Planer sprechen von einem starken „Umsteigeverkehr“ von der durchgehenden Autobahn Köln-Oberhausen-Hannover von und in Richtung Arnheim. Dabei überlagern sich die Verkehrsströme Köln-Arnheim und Arnheim-Hannover auf der südöstlichen Nebenfahrbahn des Oberhausener „Kleeblatts“. Außerhalb der Spitzenzeiten wurden hier an einem „normalen“ Donnerstag 1750 Fahrzeuge in der Stunde gezählt. Die Spitzenbelastung liegt bei 2000, die Grenze der Leistungsfähigkeit dieser Fahrbahn aber bei 1500 Fahrzeugen. Um die beiden starken Verkehrsstränge zu entflechten, ist vorgesehen, den Richtungsverkehr Köln-Arnheim über eine neue Fahrbahn zu führen, die unmittelbar südlich der Tangentenfahrbahn Köln-Sterkrade in Tiefelage verläuft, in einer Kurve die Sterkrader Autobahn unterquert und vor dem Brückenbauwerk im Kleeblattherz in die Hollandlinie einmündet.

Wozu ist die Straße da? Fest steht: Es wird weiter gebaut und gefahren werden. Vielleicht erfüllt sich dabei die leise Hoffnung eines klugen Kopfes: „Wir wollen und müssen mit dem Auto leben. Aber wir brauchen uns ihm nicht völlig zu unterwerfen.“ Und was die Staus angeht: Es ist kein Stau bekannt, der sich nicht doch irgendwann aufgelöst hätte ...

TENNIS IN OBERHAUSEN

von Edmund Koch

Dicke Brieftasche, Warteliste und zwei Bürgen – das waren ein halbes Jahrhundert die Hürden für Tennisinteressierte. Folglich pflegte nur eine kleine Schar den elitären „weißen“ Sport. Erst das Wirtschaftswunder nach der Währungsreform (1948) veränderte die Lage. Mit mehr Geld und mehr Freizeit im

Rücken wagten die Zaungäste den Schritt auf die rote Asche, erst zögernd, dann in Massen. Alteingesessene Vereine bereicherten ihre Angebots-Palette mit Tennis. Neue Nur-Tennisklubs kamen hinzu. Die öffentliche Hand leistete beim Bau der Anlagen Finanzierungshilfen. Bilanz in Oberhausen zum Jahres-

beginn 1988: 7.000 Tennisbegeisterte füllen 32 Anlagen und 152 Plätze mit Leben. In Familien, unter Freunden und Bekannten, in Büros und Fabriken sowie am Tresen sind die Gespräche um die kleine Filzkugel endlos. Tennis in Oberhausen Anno 1988, das ist Volkssport mit immer neuen Rekorden.



Oberhausener Tennis- und Hockey-Club
Platanenplatz Kainzgarten - Straßenbahnlinie 1 und 2 (Werkzeughaus)

Donnerstag, den 19. August 1948, 16 Uhr

Tenniswettkämpfe

Gottfried von Cramm

Henkel, Hann
Beuthner, Har
Denker, Han
Kleemann, Oberhausen

Einzel- und Doppelspiele

Eintrittspreise 5.-, 4.- und 2.- DM zu Gunsten des evgl. Hilfswerkes

Vorverkauf: Oberhausen: Sporthaus Mülheims
Mülheim: Fetschhaus Mengede
Duisburg: Fröbthaus
Hamborn: Sporthaus Kleemann



Hits der letzten Saison:

- Die Mitgliederzahl in den 22 dem Stadtsportbund angeschlossenen Vereinen übertrifft die 6.000er Grenze.
- 1.000 Zuschauer stellen am 1. Mai 1987 beim Herren-Oberligaspiel OTHC - TC Grün-Weiß Lennep einen Besucherrekord auf.
- Zwei neue Plätze beim TC 69 Schmachtendorf erhöhen die Zahl der Spielfelder im Freien auf 124.
- Vierzehn OB-Mannschaften spielen auf Verbandsebene.
- An den Meisterschaftsspielen des Bezirks und Verbandes nehmen 135 Erwachsenen-Mannschaften aus Oberhausen teil (Fußball = 110).
- Boom im Seniorentennis: 45 Mannschaften mit 600 Akteuren spielen um Punkte. 97 Meldungen bei den Stadtmeisterschaften. Unter den elf Teams der Altersgruppe über 55 Jahre im Tennisbezirk Rechter Niederrhein sind sechs aus Oberhausen.
- Tim Nehrling (16) und Anja Franken (15) vom TC Babcock werden bei den Stadtmeisterschaften der Damen- und Herrenklasse A die jüngsten Titelträger aller Zeiten im Einzel der Klassen A.
- Henri de Wet (25), der Südafrikaner vom OTHC, schafft zum drittenmal hintereinander bei den Niederrheinmeisterschaften die Finals im Herren-Einzel und -Doppel, kassiert seine Titel vier und fünf.

Bei solchen Höhenflügen steht das weltweit einzige private Tennis-museum in der Nohlstraße 82 nicht nach. Martina Navratilova bereichert die Ausstellung „Tennys aus alter Zeit“ (1.800 Exponate) um ihren Siegeschläger von Wimbledon. Ivan Lendl und Steffi Graf, die Nr. 1 in der Welt, signieren ihre Ölporträts für das Museum von Horst Gasber.

Wer heutzutage in Oberhausen Tennis spielen möchte, der hat die Qual der Wahl. Bürgen und Wartelisten sind längst passé. Die Vereine,

Tennis-Vereinsanlagen in Oberhausen



- 1 TC Babcock
- 2 OTHC
- 3 TC Sterkrade Blauß-Weiß
- 4 Tennis Court Sterkrade
- 5 TuS 87/97 Alstaden
- 6 TC Blau-Weiß Oberhausen
- 7 TV 73 Oberhausen
- 8 TC Sterkrade 69
- 9 TC Oberhausen
- 10 DJK Adler Oberhausen
- 11 TK 78 Oberhausen
- 12 Tbd. Oberhausen
- 13 RSV/GA Klosterhardt
- 14 SF/Jahn Königshardt
- 15 TC 69 Schmachtendorf
- 16 Buschhausener TC
- 17 TC Eisenhammer
- 18 TG Erholung Sterkrade
- 19 TB 1911 Osterfeld
- 20 BV Osterfeld

- 21 VfL Stadtwerke
(benutzt die Anlage des TC Babcock)
- 22 Post SV Oberhausen
(benutzt Halle Teutoburger Str.)

belastet durch Folgekosten ihrer Anlagen, haben längst die Türen für neue Mitglieder geöffnet. Im Werben um die Beitragszahler stehen Tennisklubs in Konkurrenz zu anderen Sportarten, aber auch untereinander. Da trifft es sich gut, daß Knipse immer früher das Racket schwingen und Sportler, die ihre Karriere im Fußball, Handball, in der Leichtathletik oder sonstwo beenden, Tennis bevorzugen. Boris Becker, Steffi Graf, die Medien und die Gesundheitswelle sind den Vereinen willkommene Werbepartner.

Pionierdienste im Oberhausener Tennis leistete der OTHC, Gründungsjahr 1903, nur ein Jahr nach dem Deutschen Tennisbund. Aus der OTHC-Chronik: „Vor dem heutigen Rathaus, an der Westseite des Galgenbergs, dem jetzigen Grillo-park, spannte man damals ein ein Meter hohes Netz. Um einen weitgereisten Mann mit Namen Theo Metz, Ingenieur bei der Gutehoffnungshütte, scharten sich einige Mitglieder der Gesellschaft Haideblümchen. Schon zwei Jahre später wechselte die Gruppe ihren Stand-



ort zum jetzigen Graf-Haeseler-Platz. Im Jahre 1903 gründete man einen Tennisverein unter dem Protektorat der GHH, die einen neuen Platz zur Verfügung stellte. Er hatte eine Asphaltdecke und lag unweit des Werksgasthauses.“

1904 siedelte der junge Verein in den Kaisergarten um, wo er heute 400 Mitgliedern eine sportliche Heimat bietet. Der einstige Nachbar, Schwarz-Weiß Oberhausen, hatte sich 1938 dem OTHC angeschlossen. Seine drei Plätze wurden im zweiten Weltkrieg nicht mehr benutzt. Die Fläche dient heute der Stadtgärtnerei.

Die allerersten Tennisspieler in Oberhausen waren Ende des vergangenen Jahrhunderts leitende Herren der GHH. Auskunft gibt das Protokollbuch (1897 – 1929) der Gesellschaft „Verein“, das im Haniel-Archiv auf der Essener Straße einzusehen ist. Im Rechnungsabschluß 1899 sind u. a. Ausgaben von dreißig Mark „für Lawn-Tennisspiel“ ausgewiesen. Das war 22 Jahre nach dem ersten Turnier in Wimbledon.

Zur gleichen Zeit stand man bei der GHH in Sterkrade nicht abseits. Im 100-Jahresbericht der Gesellschaft Erholung (1839 – 1939) schreibt Franz Beikirch, Mitglied seit 1898: „... Gelegenheit zu fröhlichem Beisammensein für Männlein und Weiblein. So der fidele Kegelklub mit Damen, der Gesangverein unter Leitung von Herren Hall mit Tennisspiel.“

Bruno Möller hinterließ: „Hinter dem Saal befand sich im Klubgarten ein Tennisplatz, wo besonders fleißig von den Damen des Klubs gespielt wird.“

Tennisanlage mit Klubhaus und Klubgarten waren auf dem Werksgelände Sterkrade untergebracht. Die TG Erholung Sterkrade spielte vor ihrem Wechsel in den Volkspark auf zwei Plätzen der GHH an der Talstraße (heute Otto-Weddingen-Straße). Hier wurden zu Beginn der 60er Jahre auch „Sterkrader Tennismeisterschaften“ ausgetragen.

Die tennisspielenden Damen und Herren der GHH erhielten 1924 Konkurrenz. Mitglieder der „Sterk-

rader Raben“ gründeten den „Teste Sterkrade Blau-Weiß“. Gespielt wurde anfangs auf einem Platz auf der Schwarzen Heide neben der Gaststätte Frings. Willi „Tölle“ Wieschermann, 81, erinnert sich: „Uns stand ein Holzhaus mit Umkleide- und Waschräumen, natürlich ohne Brausen, zur Verfügung. Wir waren mehr gesellschaftlich als sportlich orientiert und hatten viel Freude. Über Neuaufnahmen entschied die Mehrheit der Mitglieder, das waren bei uns die Damen. Da kam es schon vor, daß weibliche Anwärter aus Konkurrenzgründen abgelehnt wurden.“

1927 siedelte „Teste“ in den Volkspark um, wo am Gondelweiher zwei Plätze gebaut waren. 1945 wurde die Anlage eingeebnet, 1957 der Verein als TC Sterkrade Blau-Weiß neu gegründet, bis 1960 im Volkspark gespielt, seitdem im Alsfeld.

Wie der Volkspark in Sterkrade, so war der Platz hinter dem alten Stadtbad für manchen Oberhäuser Klub die Keimzelle. Am Rande des Graf-Haeseler-Platzes begann für TC Blau-Weiß Oberhausen, Turnerbund Oberhausen, DJK Adler Oberhausen und TK 78 Oberhausen der Weg.

Zu den ältesten Tennisvereinen zählt auch der Post-SV. Die Abteilung spielte in den dreißiger Jahren auf dem Posthof. Heute benutzt sie die Halle an der Teutoburger Straße. Auch Grün-Weiß Holten, von je mit der Ruhrchemie verbunden, war im Tennis dabei. Die Abteilung löste sich nach dem zweiten Weltkrieg auf und schloß sich dem benachbarten TK Mattlerbusch an.

1929 wollten sieben Beamtenanwärter nicht mehr länger nur aus den Fenstern des Rathauses Tennis sehen, sondern selbst aktiv sein. Ihr Blick war lange genug auf die im Grillopark tennisspielenden Damen (großbehütet und mit wadenlangen Kleidern) und Herren (in langen weißen Hosen) gefallen. Sie



2

Teste Sterkrade in den 30er Jahren unterwegs.

1 Vor dem Turnier am 10. Mai 1931 in Moers.

2 Sechs Damen und Herren im Juni 1933 in Essen-Steele.

3 Entspannung in den Spielpausen. Foto aus Mai 1933.

4 Else Börsch (Mitte) war viele Jahre in Sterkrade die Nr. 1, flankiert von den Geschwistern Buß.

3

4

gründeten den TC Blau-Weiß Oberhausen. Gespielt wurde zunächst auf zwei Plätzen neben dem 1926 gebauten Stadion Niederrhein. Die Interessengemeinschaft nannte sich vorerst „Racket“, hatte weder Satzung noch Umkleide- und Duschräume. Im zweiten Weltkrieg endeten auch hier die Aktivitäten. Erst 1950 ging es wieder los und zwar in der Turnhalle an der Liebknechtstraße. Ab 1953 spielten die Blau-Weißen wieder „draußen“, erst im Meuthenpark, später auch am alten Stadtbad und ab 1961 im Schönefeld.

Vor Blau-Weiß gab es in Alt-Oberhausen neben dem OTHC noch einen anderen Tennisverein. An der Lothringer Straße, wo heute die Sporthalle steht, hatte der als Fußballklub bekannte Oberhausener Spielverein sein Domizil. Der Vorgänger des SC Rot-Weiß Oberhausen unterhielt an der Ecke Lothrin-

ger Straße/Moltkestraße (heute Hermann-Albertz-Straße) auch eine Tennisanlage. Er schrieb am 28. Februar 1921 an die Gesellschaft Verein: „Hierdurch erlauben wir uns ganz ergebenst anzufragen, . . . uns für einige Tage in der Woche ihren Tennisplatz zu überlassen.“

Der Absender hatte wohl festgestellt, daß die GHH-Leute ihren Platz nur selten bespielten. Die Antwort vom 11. März 1921: „Da die Gesellschaft Verein ihren Tennisplatz während der ganzen Woche selbst zu nutzen gedenkt, so sind wir leider nicht in der Lage, ihrem Wunsch zu entsprechen.“ Es ging um den Tennisplatz am Werksgasthaus.

Der Schriftverkehr war Anlaß, die Aktivitäten in Sachen Tennis bei der GHH wieder anzukurbeln. Mit Rundbrief vom 11. März 1921 schrieb die Gesellschaft Verein: „ . . . bei genügender Teilnehmerzahl Platzanlage Carl-Lueg-Straße instandzusetzen und ggf. noch im Kaisergarten Tennisplätze mieten zu lassen.“ Daraufhin gab es 25 Zuschriften. Nachträglich meldete sich noch Dr. Ernst Hilbert, später mit Hermann Reusch im GHH-Vorstand.

Die GHH war damals auch Tennis-Sponsor. Wohlwissend, daß in einem gesunden Körper auch ein gesunder Geist steckt, überwies Kommerzienrat Dr.-Ing. Paul Reusch 1922 10.000 Mark als „Beitrag für die Herrichtung von zwei neuen Tennisplätzen im Kaisergarten“. Das Geld reichte nicht, obwohl Frau W. Grillo und Frau Dr. Weichold zusätzlich 12.000 Mark gesammelt hatten. Die Damen kündigten an, noch einmal um Spenden zu bitten. Auch Dr. Reusch wurde um Nachschlag gebeten.

Der Tennisplatzbau war schon damals eine kostspielige Angelegenheit. Aus dem handschriftlichen Voranschlag der Gartenbaufirma Schlaghecke: Herstellung der zwei Plätze mit Drahtzaun 40.000 bis 43.000 Mark, 2 Paar bewegliche Pfosten 1.900 Mark, Wasserleitungsanschluß 3.103 Mark, Anstrich des Drahtzaunes 350 qm 6.125 bis 6.650 Mark. Insgesamt waren 51.128 bis 54.653 Mark veranschlagt. Anbieter Schlaghecke hatte den Auftrag erhalten und ausgeführt.

Oberhausens Tennisponiere trachteten nach dem besten Standort. Die Vorstandsmitglieder Schmidt und Kipper vom Gesellschaft Verein schrieben an Dr. Reusch: „... vorschlagen, zwischen Saalbüchse und Mülheimer Straße. Vorteil: Umkleide- und Toilettenräume und vorhandene Terrasse den Zuschauern und Spielern willkommen.“ Der Vereinsgarten neben dem Schlackenweg, so heißt es weiter, empfehle sich als Alternative nicht. Der liege unmittelbar neben der Straße.

Lange waren die Stadtmeisterschaften einzig eine Domäne des überlegenen OTHC. Als die 16-fache Damenmeisterin, Magret Achenbach, geb. Flamme, zum TC Bredency wechselte, Paul Kleemann und Georg Grohmann ihre beste Zeit hinter sich hatten, da tauchten mit Ingrid Pollet (1972) und Jochen Zöllner (1973) die ersten „fremden“ Namen auf. Im Klubhaus des OTHC sind die Meister seit 1949 auf einer Ehrentafel verewigt. Die Eintragungen enden leider 1985.

Der OTHC hat in Oberhausen Tennis-Geschichte geschrieben. Am Niederrhein und in Westdeutschland war der Verein aus dem Kaisergarten Jahrzehnte führend. Einzel- und Mannschaftstitel, bei den Senioren gar Deutsche- und Europa-Meistertitel (Willi Flamme, Lothar Blumberg und Paul Kleemann), wurden beim OTHC ge-



Paul Kleemann (rechts) mit Tennisbaron Gottfried von Cramm 1948 in Oberhausen.

feiert. Dank Kleemann spielten Größen wie Gottfried von Cramm und Wilhelm Bungert, auch ausländische Stars, in Oberhausen.

Kleemann hatte seine beste Zeit zu Beginn der 50er Jahre, als sein Name in der deutschen Rangliste ziemlich vorn stand. Mit Karl Barnscheidt, Fritz Schreiber, Franz Glasa, Lutz Bollen und Heinz Urselmann bildete er die wohl beste OTHC-Mannschaft aller Zeiten. Der hohe Leistungsstand wurde erreicht, weil auswärtige Köpfe – außer Kleemann und Schreiber – die Mannschaft verstärkten. Da hat sich bis heute nichts geändert. Allerdings waren die damaligen Tenniskünstler reine Amateure. Heute kostet eine Herren-Oberligamannschaft, die Aufstiegsambitionen für die Regionalliga hat, zwischen 100.000 bis 150.000 Mark in einer Meisterschaftssaison.

Tennisakteure haben den Ruf, oft unvorbereitet auf den Platz zu gehen. Verletzungen sind in dieser Sportart keine Fremdwörter. Dreimal gab es gar den Tod auf dem Tennisplatz. Am 13. August 1947, während eines Turniers OTHC – Etuf Essen, entzündete sich 400 m entfernt ein Stapel von Bombenblindgängern. Hildegard Koehne wurde von Splittern tödlich getroffen. Der Vorsitzende des TC Sterkrade Blau-Weiß, Erich Schweer, erlitt 1978 bei einem Seniorenspiel in Gluthitze

den Herztod. Zu seinem Gedächtnis wird im Alfeld jährlich ein internationales Jugendturnier veranstaltet. Rechtsanwalt Heino Dubbert starb nach einem Trainingsspiel auf dem Platz im Alfeld gleichfalls an Herzversagen. Solche Schreckensnachrichten sind gottlob Ausnahmen.

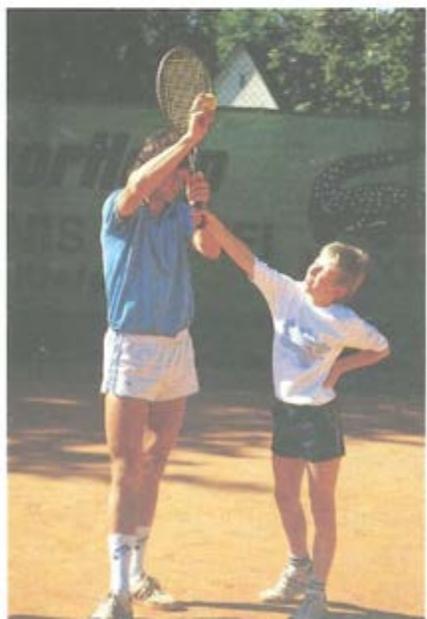
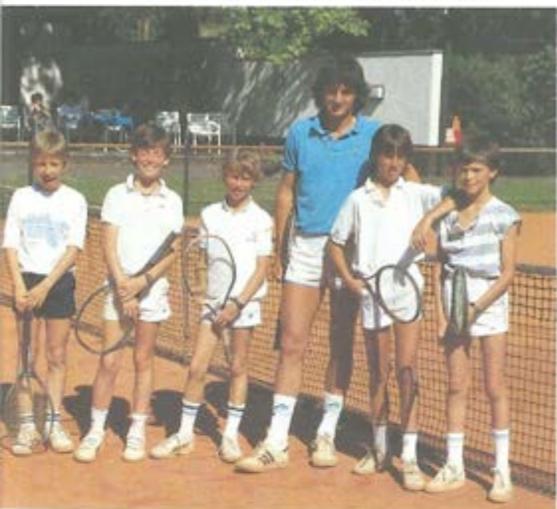
In den 50er Jahren hatte der OTHC zwei prominente Mitglieder in seinen Reihen. Horst Hermann und Ernst Buchholz, beide Davis-cupspieler und vielfache Deutsche Doppelmeister. Zu jener Zeit kam es auf der OTHC-Anlage zum Duell Gottfried von Cramm/Paul Kleemann gegen Horst Hermann/Werner Beuthner.

Nach dem Match spendete Tennisbaron von Cramm seinem Partner Kleemann das Lob: „Paul, Deine erstklassige und stilreine Vorhand ist in Deutschland unerreich.“ Diese Vorhand punktet nach wie vor, zuletzt bei den Stadtmeisterschaften 1987. Kleemann war bei den Titelkämpfen (jährlich wechselnd beim OTHC, TC Sterkrade Blau-Weiß und TC Babcock auszutragen) mit 69 Jahren ältester Meister geworden.

Beim Drang zum Tennis leisteten die Politiker Schützenhilfe. Sie hatten in Oberhausen zwar nicht von heute auf morgen ihr Herz für den



Große Kulisse bei den Stadtmeisterschaften 1987 im Aisfeld. Henri de Wet, der OTHC-Spitzenspieler, vermittelt seine Spielkunst der Jugend.



„weißen Sport“ entdeckt, sich aber dem Wunsch der Bürger angepaßt. Dr. Heinz Nehrling (SPD), einst Vorsitzender des städtischen Sportausschusses, heute NRW-Staatssekretär, predigte seinen Parteifreunden früh: „Auch unsere Wähler wollen Tennis spielen.“

Die Stadt förderte seitdem den Bau von Tennisplätzen mit Zuschüssen, ebenso das Land und der Landessportbund. Hinzu kam die Eigenleistung der Vereine. Überall waren die Finanzierungen problemlos geworden. In allen Stadtteilen entstanden neue Tennisanlagen, alte wurden erweitert. Fast die Hälfte der Tennisplätze in Oberhausen ist mit Flutlicht ausgestattet.

Auf den fahrenden Zug sprangen – wie überall – kommerzielle Unternehmen. Sie bauten Tennishallen, so daß die Tennissaison nun zwölf Monate im Jahr dauert. Obwohl 60 Minuten bis zu dreißig Mark kosten, ist im Winter ohne Voranmeldung kaum ein Hallenplatz zu haben. Abonnements sind gefragt!

Neun OB-Mannschaften beteiligten sich an den Winterturnen des TVN. Die OTHC-Damen spielen als ranghöchstes Team in der Oberliga.

Was die Tennisvereine mit ihren vielen Anlagen erreicht haben, ist volkswirtschaftlich kaum vertretbar. Überall stehen teure Anlagen, Klubhäuser mit Gastronomien. Großanlagen wären kostengünsti-



ger. Aber die deutsche Vereinsmentalität ist nicht mit wirtschaftlicher Vernunft vereinbar. Man will in kleinen Klubs unter sich bleiben.

Der Weg von der Warteliste bis zur „offenen Tür“ hat achtzig Jahre gedauert. Heute sind in den meisten Klubs neue Mitglieder willkommen. Zuwachs an Mitgliedern bedeutet mehr Geld in den Kassen und Sicherung des Nachwuchses. Beitragsfrei bleiben nur gute Spieler, deren Können zum Klassenerhalt oder gar Aufstieg reicht. Mittlerweile lassen sich die Vereine einiges einfallen, um ihren Mitgliederbestand aufzufüllen. Angebote wie „kostenloses Schnupperjahr“ (TC Eisenhammer) oder Werbeaktion in den Schulen (TC Sterkrade Blau-Weiß) sind neue Wege der Mitgliederwerbung.

Tennis ist kein billiger Sport. Für Aufnahme, Jahresbeitrag, manchmal auch Umlagen, dazu die Ausrüstung, sind tausend Mark oder auch mehr fällig. Aber Geld spielt bei denen, die es zum Tennis drängt, offenbar keine große Rolle. Man zahlt und erlebt das Spiel „wie den Zustand eines unablässig wechselnden Fürchtens und Hoffens“ (Kant).

Eine solch gewaltige Bewegung, will auch organisiert sein. Die Fachschaft Tennis (Vorsitzender Dr. Fritz Nagels) im Stadtsportbund trifft sich zweimal jährlich. Bei diesen Sitzungen entscheiden die Vereinsvertreter über allgemeine Belange im Oberhausener Tennis.

In den großen Vereinen (der 1974 gegründete TC Babcock ist mit 800 Mitgliedern führend und Ausrichter von DTB-Turnieren) wird nach kaufmännischen Gesichtspunkten gearbeitet. Der Spiel- und Trainingsbetrieb, ob für Meisterschafts- oder Freundschaftsturniere, erfordert Arbeit und Verständnis bei den Nicht-Turnierspielern. An Wochenenden und auch nachmittags sind oft Wartezeiten unvermeidlich.

Das Gedränge auf den Anlagen hat einige gut betuchte Privatleute

veranlaßt, eigene Anlagen zu bauen. Sie sind die Nachfahren der Direktoren Kellermann (GHH) und Meuthen (Concordia), die einst ihren Villen Tennisanlagen hinzufügten. Der ehemalige OTHC-Hockeyspieler Hans Timm (63) bereicherte seinen Privatbesitz gleich um drei Tennisplätze, jeweils mit Flutlicht, Dusch- und Umkleieräume sowie Schwimmbad. Hobbygruppen und Timm-Freunde sorgen für Spiel und Geselligkeit. Ein Bäckermeister gewann im Lotto und baute zwei Tennisplätze an der Stadtgrenze Sterkrade/Hiesfeld. Oberhausener zählen hier zu den Stamm-Spielern. In Buschhausen liegt seit Jahren ein Platz so versteckt, daß Nachbarn von der Existenz der Anlage nichts wissen. Zwei Damen bewirtschaften den Ascheplatz und verdienen sich mit stundenweiser Vermietung ein Zubrot.

120 der 124 Spielfelder im Freien sind Ascheplätze, gelenkschonend und beim Sturm ans Netz zum Rutschen geeignet. Hartplätze, ob Tartan, Asphalt, Zement, Granulat, Quarzsand oder irgend ein anderer Kunststoff, sind in Oberhausen unbeliebt. Sie sind aber in der Unterhaltung kostengünstiger, pflegeleichter und im Jahr ein paar Monate länger bespielbar. Die Industrie hat wohl noch immer nicht das rich-

tige Produkt entwickelt. So heißt es in jedem Frühjahr „alte Asche runter, neue drauf“. Der Vereinsetat wird belastet.

Jene Klubs, die die Geldquellen der öffentlichen Hand beizeiten nutzten, sie sprudeln heute nur noch spärlich, und Tennishallen bauten, erwirtschaften Überschüsse. Das Geld wird in andere Aufgaben, beispielsweise der Nachwuchsförderung, investiert. Auch im Hallentennis war der OTHC Vorreiter. An der Essener Straße stand dem Verein eine ausgediente Fabrikhalle mit zwei Plätzen während der 50er/60er Jahre zur Verfügung. Hier wurde auf roter Asche Tennis und Hockey gespielt. Später benutzte der OTHC auf seiner Anlage im Kaisergarten eine transportable Traglufthalle.

Traditionsklub OTHC möchte gern – wie früher – in Oberhausen Spitzentennis bieten. Doch die Stars von heute lassen sich ihre Künste mit dem Racket hoch bezahlen. Aber Sponsoren, wie einst Dr. Paul Reusch, sind im OB-Sport rar. Im Kaisergarten muß man sich folglich (noch) mit dem auch nicht billigen Oberligatennis bescheiden.

Die Sache mit den Bürgen und der Warteliste ist erledigt. Dicke Brieftaschen sind im Tennis nach wie vor gefragt.



IN DER UNTERWELT

von Rainer Suhr



Der Gang in die Oberhausener Unterwelt beginnt weder auf einem versteckten Hinterhof im „Rotlicht-Bezirk“ an der Flaßhofstraße, noch im Hinterzimmer einer verräucher-ten Kneipe, wo eine Handvoll Zoker im Schein nackter Glühbirnen um das Monateinkommen eines Durchschnitts-Verdieners pokert. Er könnte überall beginnen, wo Asphalt und Kopfsteinpflaster am Straßenrand Platz für gußeiserne Deckel lassen, unter denen es gedämpft nach fließenden Wasser-massen klingt. Bisweilen gibt es sogar schwere Eisentüren zur Unterwelt, die das Tiefbauamt lieber „Kanalisation“ nennt. Um Mißver-ständnissen über die Lauterkeit sei-ner Arbeit vorzubeugen und um

klarzustellen, daß es hier um Ab-wasserkanäle und -sammler, Pump-werke und Regenrückhalte-Becken geht.

Verbot für Unbefugte

An der Rückseite des Parkhauses an der Marktstraße ist so eine Eisen-

tür. Das Verbotsschild in Gesichts-höhe warnt vor unbefugtem Zu-gang, doch wer hier sein Geld in der Oberhausener Unterwelt verdient, ist nicht nur befugt, sondern auch im Besitz eines passenden Schlüs-sels.

Die Männer vom Tiefbauamt tra-gen dunkelgraue Gummistiefel und Schutzhelme. Fast alle haben groß-karierte Hemden unter ihren dunkelblauen Arbeitsanzügen, aus de-ren Hosentaschen die Fingerspitzen von Schutzhandschuhen hervorlu- gen.

So ausgerüstet, kann es in das „Un-tergeschoß“ des Parkhauses hinab- gehen, wo keine Fahrzeuge aufge- Mit Helm und Lampe ab in den Gully- Schacht.





Zur Zeit erinnern nur ein paar Pfützen in den Ablaufrinnen des gewölbten Beckenbodens an den letzten großen Regen. Längst haben die Pumpen ihr gleichförmiges Werk getan und den Beckeninhalte zurück in die Zuleitungen strömen lassen.

Nur einmal reichten die Fluten in den letzten drei Jahren bis an die hohe Decke, die von so gewaltigen Säulen getragen wird, daß Kurt Süselbeck neben ihnen wie ein Kleinkind wirkt: Beim „Jahrhundert-Regen“ am 17. Juni 1987.

Damals meldete man auch an der Erzberger Straße, dem nächsten Haltepunkt der unterirdischen Stadtrundfahrt, „Land unter“. Hier befindet man sich nicht mehr im Kanal-Gebiet Süd, dessen Abwässer in die Kläranlagen Duisburg-Kaßlerfeld und „alte Emscher“ des „Ruhrverbandes“ fließen. Die Kanalisation im nördlichen Stadtgebiet gehört vielmehr zum Einzugsbereich der „Emschergenossenschaft“.

Wasserfall im Halbdunkel

Über bemooste Tritt- und Griffei-

nommen werden, sondern Wassermassen bei starken Niederschlägen. 1984 wurde hier das dritte Regenrückhalte-Becken im Oberhausener Stadtgebiet fertiggestellt. „Mit seinen drei Kammern hat es ein Fassungsvermögen von 5443 Kubikmetern“, erklärt Kurt Süselbeck von der Abteilung „Stadtentwässerung“ im Tiefbauamt, wobei seine Stimme in den gewaltigen Betonbecken widerhallt.

„Ohne das Rückhalte-Becken wäre die Innenstadt-Kanalisation bei starkem Regen überfordert, wenn die Durchflussmengen einzelner Sammler 450 Liter in der Sekunde überschreiten“, erklärt Süselbeck weiter. Dann würden die Gullies das ablaufende Regenwasser nicht mehr vollständig aufnehmen können, und in den Kellern staute sich das Abwasser.

Die Keller bleiben trocken

Das neue Regenrückhalte-Becken verhindert jedoch solche „Hochwasserstände“ in den Innenstadtkellern: Wird die kritische 450-Liter-Marke erreicht, öffnen sich die Schieber automatisch und das Was-

Platz für 5443 Kubikmeter Wasser.

ser aus zwei Zuleitungen, die das Becken streifen, ergießt sich in die Betonkammern.

Sammelbecken warten auf den großen Regen.



sen mit feinen Spinnweben geht es zehn Meter tief im Gullyschacht hinab. Unten angekommen, geraten alle Vorurteile über stinkende Fäkalienrinnen in Vergessenheit: Im Halbdunkel rauscht ein Wasserfall.

Schließlich tastet das Licht der Handlampen einem sprudelnden Strom hinterher, der sich über gemauerte Stufen und Absätze vier Meter tief herabstürzt und dann gemächlich weiterfließt. „Damit soll die Gewalt des herabströmenden Wassers bei steilem Gefälle gebrochen werden“, erklärt Kanalarbeiter Otto Schwanz, und der Schein seiner Taschenlampe verliert sich im Dunkel der mannshohen Ziegelwände des Abwasserkanals.

Über glitschige Stufen, die Hand am sichernden Geländer, folgen wir dem Weg des Wassers: Wann bietet sich sonst schon eine Gelegenheit, die Straßenseite unterirdisch zu wechseln?

Immer dicht an der Wand entlang geht es tiefer in den Kanal hinein.

Wasserfall „unter Tage“.



Das schwache Licht aus dem Gullyschacht ist längst nicht mehr sichtbar; von der Decke tropft es kalt auf Helm und Schultern. Wenn jetzt Orson Welles als Schieber Harry Limes in „Der dritte Mann“ um die Ecke gestolpert käme, würde sich wohl niemand sonderlich wundern. Immerhin hätte die Oberhausener Unterwelt mit ihren 460 Kanalkilometern eine mindestens genauso eindrucksvolle Filmkulisse abgegeben wie die Wiener Abwasserkanäle für den Nachkriegs-Kino-Schlager. Und ein Film wurde hier unten tatsächlich schon gedreht: „Vor ein paar Jahren“ erinnert sich Otto Schwanz noch vage. Allerdings ging es damals nur um einen Lehrstreifen für die Ausbildung beim „Technischen Hilfswerk“. – „Rattenporno“ hatten seine Kollegen damals geblödel. –

Aussichtsloser Kampf gegen die Ratten

Ebensowenig wie Harry Limes auf der Flucht vor Polizei und Feldjägern durch die Lichtkegel der Taschenlampen huscht, sehen wir auch nur eine Schwanzspitze von „rattus rattus“, der gemeinen Hausratte, um die Ecke flitzen.

Alle Bemühungen von Ordnungsamt und Kammerjägern, den lichtscheuen Nagern mit äußerst unbekömmlichen Häppchen von Arsenik oder Barium-Karbonat endgültig den Garaus zu bereiten, sind von vornherein zum Scheitern verurteilt: Geht es der Oberhausener Kanal-Ratten-Population einmal wirklich an den pelzigen Kragen, ist rasch „Verstärkung“ aus den Nachbarstädten da. Denn das Kanal-System endete selbstverständlich nicht an den Stadtgrenzen vor gemauerten Ziegelwänden. Vielmehr setzt es sich auch in Bottrop und Essen, Mülheim und Duisburg fort. „Außerdem sind die Biester verdammt zäh“, sagt Otto Schwanz mit einem fassungslosen Kopfschütteln, während das Tageslicht aus

dem nächsten Gully-Schacht auf sein Gesicht fällt. Durch die Öffnung grinst ein Kollege herunter, der den gleichen Weg von einer Straßenseite zur anderen in Bruchteilen einer Minute zurückgelegt hat – überirdisch.

Bergschäden bereiten Kummer

In seinem Büro im vierten Stock des Rathauses wird Diplom-Ingenieur Friedhelm Louen, Leiter der Oberhausener Stadtentwässerung, später erzählen, warum die steile Gefälle Strecke an der Erzberger Straße, die wir gerade passiert haben, eher die Ausnahme ist: „In der Regel bereiten uns vor allem Kanalstrecken Kummer, bei denen das Gefälle zu niedrig für einen ordentlichen Abfluß ist.“ Noch schlimmer seien jedoch Bergschäden, die eine Straße samt Kanalisation leicht bis zu sieben Metern absinken lassen und neue Tiefpunkte im Kanalsystem schaffen.

Die Auswirkungen des Bergbaus und die ohnehin ungünstige Topographie mit einem maximalen Hö-



Pumpen für das Rückhalte-Becken.

henunterschied von 52 Metern im Stadtgebiet machen Louen und seinen Mitarbeitern die Arbeit nicht leichter: Oft genug helfen nur noch Pumpwerke, um die unterirdischen



Meßeinrichtung registriert diese Wassermengen genau, denn dafür muß die Stadt später Gebühren an die „Emschergenossenschaft“ entrichten.

Doch nicht nur der Gedanke an den Gebührenzähler dieses Pumpwerkes, das sich unterhalb der Sterkrader Straße zwischen Emscherdeich und Autobahn versteckt, treibt Schweißperlen auf des Kämmerers Stirn: Dafür sorgt eher das neue Abwasserbeseitigungs-Konzept für Oberhausen. Die vom Stadtrat im Mai 1987 beschlossene Vorlage aus dem Tiefbauamt sieht einen Aus- und Umbau des Oberhausener Kanal-Systems vor, dessen Realisierung bis ins nächste Jahrtausend nach heutiger Schätzung über 135 Millionen Mark kosten wird.

Kreuzung im Kanalsystem

Nötig geworden ist dieses Konzept durch Bergschäden und Überalterung der Kanäle, durch eine veränderte Siedlungsstruktur innerhalb des Stadtgebietes und eine zunehmende Versiegelung des Bodens:

Wo das Gefälle fehlt, muß die Technik nachhelfen . .

Regen- und Abwasser-Ströme im Fluß zu halten. 17 sind es mittlerweile, die über ganz Oberhausen verstreut ihr stählernes Lied singen.

Am Kleekamp etwa machten die Bergschäden vor ein paar Jahren den Bau eines Pumpwerkes notwendig: Das Wasser des Vennbaches konnte nach einer Bodensenkung nicht mehr ohne mechanische Hilfe bis zur Grafenmühle abfließen – das ganze Gebiet wäre ohne den Neubau des Pumpwerkes allmählich abgesoffen.

Europas größter Abwasserkanal

Und an der Emscher wurde der Bau eines Pumpwerkes nötig, weil das Niveau von Europas größtem Abwasserkanal deutlich höher lag als das der Osterfelder Kanalisation. Während zulaufendes Schmutzwasser den braunen Strom anderorten aus eigener Kraft anschwellen läßt, ist hier die PS-starke Unterstützung von einer Diesel- und fünf Elektro-Pumpen nötig geworden. Bei Bedarf ergießt sich mit ihrer

Hilfe ein Schwall von 6000 Litern pro Sekunde aus dem gewaltigen Zuleitungsrohr. Eine komplizierte

. . gesteuert und kontrolliert durch modernste Geräte.





Schieber regeln den Zufluß an den unterirdischen Kreuzungen.

Wo der Regen früher ungehindert einsickern konnte, trifft er heute auf Teer, Asphalt und Pflasterstein, so daß er nur noch über Gullies abfließen kann.

Zum Abschluß der Wanderung durch Oberhausens Unterwelt will Otto Schwanz den Besuchern noch eine letzte „Sehenswürdigkeit“ zeigen: eine große Kanalkreuzung.

„Wo sich übertage die Autos treffen, tun die Abwässer ein paar Meter tiefer das Gleiche“, sagt Schwanz auf dem Weg zur Kreuzung von Friedrich-Karl- und Concordiastraße, unweit des Hauptbahnhofes.

Am Ziel angekommen, klettert Schwanz mit seiner Taschenlampe zuerst in den engen Gullyschacht, und als wir ihm folgen, fällt der Blick auf eine helle Messingtafel an der Wand, die er mit seiner Lampe anleuchtet: „Erbaut unter Oberbürgermeister Havenstein nach Entwurf und unter der Leitung des Beigeordneten Drehmann, Regierungsbaumeister a.D., und Stadtbaurat Architekt Schmit durch Unterneh-

mer H. Vislon, Düsseldorf, im Dezember 1912“, steht dort in feuchtglänzenden Buchstaben.

Handgemauerte Schacht-Wände

Fünzig Meter kanalaufwärts stoßen wir auf jene unterirdische Kreuzung, die der Steinmetz zu Großvaters Jugendtagen auf seiner Tafel beschrieb. Zwei große Sammler, von Hand in strömungsgerechter Rundung gemauert, treffen hier aufeinander und vereinigen ihre Schmutz- und Regenwasserströme, die jetzt zu steigen beginnen: Der Nieselregen, der schon auf der Herfahrt vor die Windschutzscheibe des städtischen Spülwagens im obligaten signal-orange tröpfelte, hat zugenommen.

Otto Schwanz beschließt, den Kanal sicherheitshalber zu verlassen, während seine Besucher in der Unterwelt stutzend stehenbleiben: Erst jetzt fällt ihnen auf, daß die gurgelnden Abwässer im Halbdunkel zwar Auge und Ohr mit Reizen überfluten, aber die Nase kann keinen der befürchteten Gerüche aufnehmen.

„Das ist ganz normal“, erklärt Otto Schwanz auf dem Rückweg zum Gullyschacht. „Solange das Wasser in Bewegung ist, sind keine Fäulnisprozesse möglich. Folglich kann es auch nicht stinken.“ Entgeistert sehen wir ihn an: Da soll noch einmal einer behaupten, die Arbeit in der Unterwelt sei ein anrühiges Geschäft.



HOHE SCHULE DES STECKENPFERDES

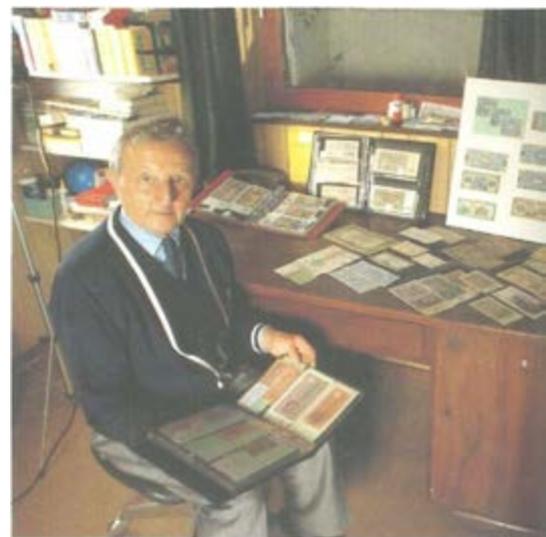
von Michael Petrykowski

Wohl schon immer haben sich die Menschen mit Dingen beschäftigt, die abseits von Broterwerb und täglicher Pflichterfüllung stehen. Mit Dingen, die ganz den persönlichen Neigungen und Interessen entsprechen, die einfach Spaß machen, mit denen man aber auch anderen eine Freude bereiten kann. Wie sagt es sich da so treffend: Ich lege mir ein Hobby zu. Ja, ein sinnvolles und schönes soll es sein, etwas, das nicht nach kurzer Zeit Verdruß, Ärger oder gar Streß bringt. Immerhin, an Zeit dürfte es heutzutage den wenigsten fehlen, die Arbeit ist bekanntlich knapper und „leerer“ geworden, die Freizeit mehr. Die Überlegung, ausgerechnet Leute zu beschreiben, die ein Hobby ausüben, ist keinesfalls darauf zurückzuführen, daß sie sich von ihren Mitmenschen grundlegend unterscheiden. Was den Hobbyisten letztendlich ausmacht, mag hier dahingestellt bleiben. Fest steht, daß auf Befragung eigentlich jeder ein Steckenpferd vorgibt, bei Politikern ist es oft der Sport, bei Sportlern nicht selten die Politik. Harmlose Schwärmer? Mag sein. – Viel mehr als nur eine oberflächliche Liebäugelei sehen jedenfalls jene drei Oberhausener in ihrer Freizeitbeschäftigung, von denen im folgenden die Rede ist.

„Geld wie Heu“

Da ist zum Beispiel Rudolf Samter aus Styrum. Geldsammeln ist seine große Leidenschaft. Wer tut das nicht gern, könnte hier die Frage lauten. Nun ja, bei Rudolf Samter liegt der Fall schon ein wenig anders. Gegen den so oft als schnöde bezeichneten Mammon hat auch er überhaupt nichts einzuwenden, aber das Geldsammeln betreibt er nicht, um dann hinterher mit der „Kohle“ zu prahlen oder gar damit um sich zu werfen. Nein, er hat rund tausend der seit Geldes-Zeiten so begehrten Scheinchen in seiner 25jährigen Sammlerkarriere zusammengetragen, um sie in wohl-sortierten Alben aufzubewahren. Damit angefangen, irgend etwas zu horten (wohlgemerkt: nicht schelfeln), hat er bereits in frühester Jugend, in der Stadt seines Geburtshauses, in Berlin. Zu jener Zeit waren es noch Münzen, die er in schweren Koffern umherschleppte, wenn er gerade mal wieder „geschäftlich“ unterwegs war. Der Krieg bereitete seinem Hobby ein vorläufiges Ende, das erst etwa im Jahre 1960, nachdem es Samter beruflich nach Oberhausen verschlagen hatte, zu neuem Leben erweckt wurde. Es war wie ein innerer Drang, er wollte und mußte wieder etwas sammeln. Daß es ausgerech-

net Banknoten wurden, war im Grunde genommen Zufall, meint er aus der Erinnerung, er hatte gesehen, daß es auch Leute gibt, die mit Geldscheinen handeln. Also wandte er sich an diese, kaufte, besuchte Auktionen, und kaufte wieder. Schnell entdeckte er seine Schwä-



Er verehrt das Geld: Rudolf Samter.

che für die bedruckten Papiere, vor allem, als er alte Noten aus der Inflationszeit zu Gesicht bekam.

Es ging bergauf mit seiner Sammlung, die heute als hervorragendes Zeugnis der deutschen Geld-Historie dienen kann. Ob Gulden, Thaler, Rentenmark, Reichsmark oder



Rudolf Samter hat rund tausend der seit Geldes-Zeiten so begehrten Scheinchen in seiner 25-jährigen Sammlerkarriere zusammengetragen.



Deutsche Mark, Rudolf Samter hat nahezu alles, was Deutsche einst und heute mit manchmal vollen Händen ausgegeben haben. Die ältesten Exemplare datieren aus dem Jahr 1792, die größte Summe bringt ein 50-Billionen-Mark-Schein von 1924 auf's Papier. Aber auch Notgeld, Ersatzgeld und Banknoten aus den ehemaligen deutschen Kolonien fehlen nicht in den Alben des Fachmannes. Großen Wert legt der 78-jährige – noch heute ist er aktiver Skifahrer – auf bankfrische Ware; das heißt, die Scheine sind nicht geknickt und unbeschädigt. Aber die sind nicht immer leicht zu bekommen, und wenn doch, dann muß man tief in die Tasche greifen – für's Geld. Überhaupt, so weiß er zu berichten, sind die Sammler-Preise sehr unterschiedlich. Manche Noten wechseln für einen Zehner oder Zwanziger (nach heutiger Währung) den Besitzer, andere sind nicht unter zehntausend Mark zu haben. Damit ist auch sein Portemonnaie überstrapaziert, da spricht er sogar von Wahnsinn. Aber, so schränkt er ein, Sammler sind ja immer ein bißchen verrückt.

Noch denkt der rüstige und sichtbar durchtrainierte Mann überhaupt nicht daran, einen Schlußstrich unter seine Leidenschaft zu ziehen. Auch weiterhin wird er Augen und Ohren – und in doppeltem Sinne auch die Geldbörse – offenhalten, um seine Sammlung mit dem einen oder anderen Prunkstück zu bereichern. Denn der Umgang mit seinen gesammelten Werken vermittelt ihm ein Glücksgefühl, das er auf keinen Fall missen möchte.

Kirmestrubel in der Stube

Mit Gefühlen von Glück, Zauber, Glitzer und Glamour hat auch das Steckenpferd von Harald Weidlich zu tun. Wenn er den Hobbyraum in seiner Sterkrader Wohnung verdunkelt, dann riecht es nach Jahrmärkten und Kirmestrubel. Bunt flimmern kleine Leuchtdioden, leise

rauschend drehen sich Riesenrad und „Ranger“, der „Fliegende Teppich“ oder die „Bounty“, unten grüßen gastlich die Alm-Hütte oder das Schwarzwaldhaus. Seit etwa sieben Jahren baut der gelernte Tischler alles, was eine zünftige Kirmes so ausmacht, natürlich en miniature. Und alles funktioniert dabei so wie auf einem richtigen Rummelplatz. Schon die Ahnen von Harald Weidlich hatten auf unterschiedliche Art und Weise mit dem fahrenden Volk zu tun, und so bekam er es quasi in

die Wiege gelegt, die Kirmes – und wenn auch nur in der Wohnstube – zu seinem Hobby zu machen. Sein Interesse für die Technik bewirkte ein übriges, er fing an zu bauen. Das war zunächst auch für die geübten Hände eines Tischlers nicht so einfach, Schritt für Schritt mußte er hinzulernen. Die „Bounty“, dieses Wickingerschiff ähnliche Abenteuer, baute er erstmals nach exakten Konstruktionsplänen. Zuletzt wurde der „Ranger“ fertig, nach eigener Einschätzung sein bis-

her bestes Werk. Aber auch die anderen Fahrgeschäfte können sich sehen lassen. Harald Weidlich baute sie im Maßstab 1 : 50. Lediglich beim größten transportablen Riesenrad der Welt, dem Steiger-Riesenrad, da machte er Konzessionen, denn das Modell hätte mehr als 1,20 Meter hoch werden müssen. Das war ihm dann doch ein wenig zu üppig.

Arbeitete Weidlich früher in der Hauptsache mit Holz, so ist er seit geraumer Zeit mehr und mehr auf



Er hat's gern kompliziert: Harald Weidlich aus Sterkrade.



Schillernd und farbenprächtig wie der echte Rummel ist auch die Kirmes im Miniaturformat.



Kunststoff oder Blech umgestiegen; an einem Fahrgeschäft werkelt er im Normalfall etwa ein Jahr lang. Noch vor kurzem, da lebte Harald Weidlich sozusagen im „Break-Dance-Fieber“, denn dieses damals neue Fahrgeschäft sollte sich termingerecht auf einer großen Ausstellung in Peking drehen und leuchten. Hat es auch getan, wie sich zeigen sollte, es fand große Anerkennung und Beachtung. Auch andere Miniatur-Meisterwerke waren bereits auf Ausstellungen in aller Herren Länder zu bewundern.

Für die immer komplizierter werdenden Steuerungen hat Harald Weidlich zu seiner hellen Freude einen Kollegen gefunden, der firm in Sachen Elektronik ist. So wird es möglich, daß sich die Fahrgeschäfte genauso wie auf der Kirmes bewegen. „Ranger“ oder „1001 Nacht“ bleiben wirklichkeitstreu auf ihrem höchsten Punkt stehen, Rundenzahlen werden eingehalten, Ein- und Ausstiegsphasen sind wie in der Realität programmiert.

Klar, ganz billig ist auch dieses Hobby nicht, für das Material muß er schon mal in die Tasche langen. Andere kirmestypische Elemente will er später auch noch bauen, allerdings nur, wenn sie technisch kompliziert sind, einfache Sachen interessieren ihn nicht. Übrigens pflegt der Liebhaber des automatisierten Rummels unter anderem beste Kontakte zu den Schaustellern, wie etwa zu den Bruchs, mit denen er heute gut befreundet ist. Natürlich hat Harald Weidlich auch noch große Pläne für die Zukunft. So träumt er davon, eine Achterbahn zu bauen, weiß aber noch nicht, wie er das Problem mit der Fliehkraft angehen soll, wie die Wagen auf den kurzen Schienensträngen des Modells aus eigener Kraft zu Tal rasen sollen. Abwarten: Der Weidlich-

Die meisten Schiffe sind sogar „seetüchtig“.

sche Ideenreichtum wird auch darauf eine Antwort finden.

Die Liebe zum Detail

Der Kunst des Modellbaus hat sich ebenfalls der 26jährige Alstadener Uwe Gaumer verschrieben. In der Hauptsache sind es Schiffe aller Art, die er in langwieriger Filigranarbeit zusammensetzt. Es war vor zwölf Jahren im Kaisergarten, als er von der Faszination der kleinen Boote gepackt wurde. Damals sah er sie während eines Spaziergangs mit seinem Vater Hermann auf dem Teich kreuzen, und nach diesem Schlüsselerlebnis stand fest, wo er sich künftig engagieren wollte. Gern erinnert er sich an die Zeit zurück, als sein erstes Schiff zu Hause vom Stapel lief, es war der Rettungskreuzer „Adolf Bempohl“. Sofort trat er dann dem Schiffmodellclub Oberhausen bei, dessen Vorsitzender der gelernte Maschinenschlossler heute ist.

Und sein Beruf trug wohl auch maßgeblich zur Festigung seines neuen Interessengebietes bei, vom Handwerk hat er ja immer viel gehalten. Hinzu kommt seine Verbundenheit mit der Seefahrt als solche, da speziell mit dem Hochseesegelsport. Ein großes Abenteuer war für ihn die beruflich bedingte Überfüh-

rung eines Segelbootes von Istanbul nach Mallorca. Da hat er eine ganze Beziehung zu diesem Schiff entwickeln können. Und dann hat er es natürlich nachgebaut, mit allen Finessen, in mühevoller Kleinarbeit. Genau das ist es, was sein Hobby ausmacht, die Liebe zum Detail, wenn er jede Planke des Decks einzeln anbringen muß. Diese Leidenschaft kann seiner Ansicht nach zur Sucht werden, „man droht sogar zum absoluten Pedanten zu werden“, sinniert der Alstadener.



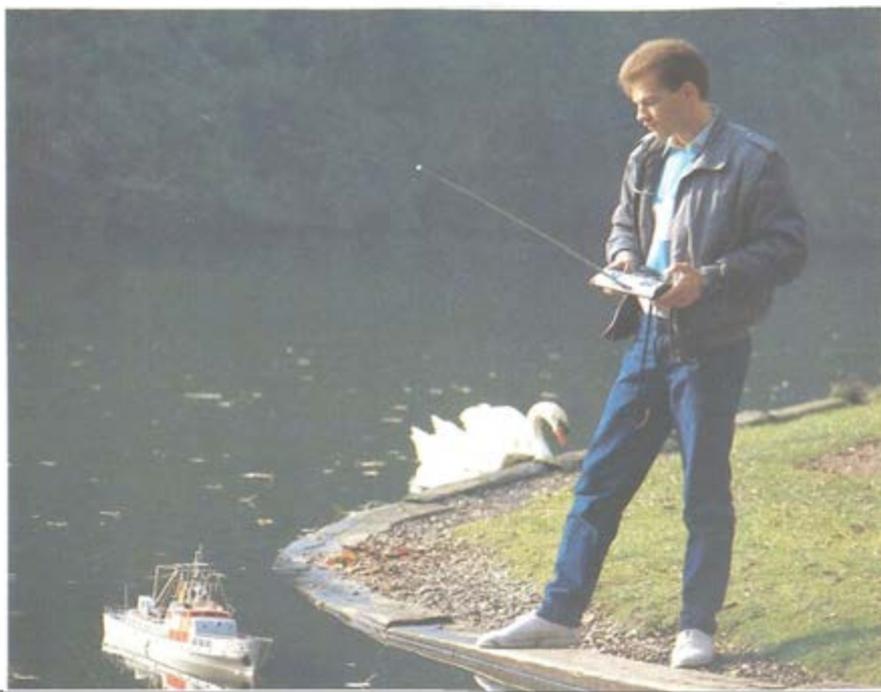
Sie lieben das Detail: Uwe Gaumer und Vater Hermann.



Uwe Gaumers Schiffe – mitunter geht er auch in die Luft und baut Flugzeuge – haben etwas besonderes: Sie sind „seetüchtig“, das heißt, sie fahren. Im Unterschied zu den sogenannten Standmodellen, von denen einige den Hobbykeller zieren, sind andere Schiffe mit Sender und Empfänger ausgerüstet und kreuzen exakt nach Kurs bei Wettbewerben, an denen der Verein regelmäßig teilnimmt. Zum Training trifft er sich mit seinen Hobby-Kollegen im Revierpark Vonderort. Dort werden die kleinen Modellboote zu Wasser gelassen, die Vorbereitungen auf die nächste Freundschaftsregatta mit anderen Vereinen oder auf die kommende Wettfahrt sind schließlich wichtig. Erfolge hat der erfahrene Jung-Schiffsbauer bereits in Hülle und Fülle aufzuweisen. Die Pokale nehmen einen ganzen Schrank in Beschlag, die kleine Galerie im Keller ist gespickt mit Urkunden und Auszeichnungen.

Da, wo die Erfolge auf ihn herablicken, da hat Uwe Gaumer auch seine Werkstatt, bestens ausgerüstet mit speziellem Gerät. Dort sind

Trainings-Einsatz auf den Gewässern im Revierpark Vonderort. Der „Kapitän“ beherrscht auch die schwierigsten Manöver.



Prächtige Exemplare Gaumerscher Baukunst zieren die Kellerräume des Hauses.

auch seine bisher vollendeten Werke zu bewundern, die er fast immer in Kooperation mit seinem Vater Hermann gebaut hat. Der ist nämlich auch leidenschaftlicher Schiffsmodellbauer. Ob Motorjacht, Schlepper, Segelboot oder Rettungskreuzer, jedes Schiff ist originalgetreu nachempfunden. Um dabei zu optimalen Ergebnissen zu gelangen, lassen sich die beiden Hobbyisten sogar die Baupläne von Werften

kommen. Kunststoff ist das bevorzugte Material, Holz verzieht sich eben zu schnell und ist daher nur für reine Standmodelle zu gebrauchen.

So viel Liebe zum Detail kostet dann auch Zeit: 1.500 bis 2.000 Stunden beträgt die durchschnittliche Bauzeit in der heimischen „Werft“, mitunter noch sehr viel mehr. Mit der finanziellen Seite ist es noch erträglich, meint Uwe Gaumer, denn im Laufe der Zeit ist man immer weniger auf Bausätze angewiesen. Das heißt, die meisten Teile fertigt er halt selbst an. Teuer kann es aber für denjenigen werden, der eines der Schiffe käuflich erwerben möchte: Ein „Top-Modell“, so schätzt der Experte, kostet mit Sicherheit zwischen sechs- und zehntausend Mark.

Nicht immer bleibt ihm die gewünschte Zeit für's Hobby, an dem er mit Leib und Seele hängt, schließlich gibt es da auch noch den Beruf und die Familie. Aber Uwe Gaumer hat Glück, sein Hobby liegt ziemlich genau auf dem Kurs seiner Ehefrau; sie unterstützt ihren Mann, engagiert sich im Vereinsleben. Und so sei also sichergestellt, daß bei den Gaumers auch künftig noch so manches Schiff vom Stapel laufen wird: wegen der Liebe – auch zum Detail.



BELGIER WARFEN BEIGEORDNETEN INS GEFÄNGNIS

von
Dietrich Behrends

Im Gefängnis von Anrath bei Krefeld teilte 1923 Heinrich Behrends, Beigeordneter der damals noch selbständigen Stadt Sterkrade, eine Zelle mit dem Dinslakener Landrat Schluchtmann. Die beiden Häftlinge vertrieben sich die Zeit mit Schachspiel und mit philosophischen Gesprächen, erörterten aber auch konkrete kommunalpolitische Probleme. Schluchtmann klagte über Schwierigkeiten bei der Besiedlung des ehemaligen Truppenübungsplatzes Friedrichsfeld, die dadurch entstanden waren, daß der Geschäftsführer der Dinslakener Kreissiedlungsgesellschaft versagte. Behrends wußte Rat, er empfahl seinem Mithäftling als neuen Geschäftsführer den Architekten Fül-

ler, der sich 1922 bei der mit Unterstützung der Sterkrader Stadtverwaltung erfolgten Verwirklichung eines etwa 40 Eigenheime umfassenden Siedlungsprojektes für Arbeiter auf dem Gelände zwischen Buchenweg und Walsumermarkstraße bestens bewährt hatte. Mit dieser Empfehlung, die der Dinslakener Landrat dankend annahm, wurde in der Anrather Gefängniszelle der Grundstein für die in den folgenden Jahren in Angriff genommene planmäßige Besiedlung von Friedrichsfeld gelegt, wo Babcock in den 30er Jahren ein Zweigwerk errichtete.

Daß die beiden Spitzenbeamten im Kittchen gelandet waren, ist aus den Wirren der turbulenten Zeit

Foto oben: Das Hotel Kaiserhof am Großen Markt (rechts) war das „erste Haus am Platz“, im angebauten Saal an der Tirpitzstraße feierten die Sterkrader ihre Feste, sangen die Chöre, musizierte der Städtische Musikverein. Das stattliche Gebäude wurde vor etwa anderthalb Jahrzehnten wegen eines bisher nicht verwirklichten Straßenbauprojektes abgerissen. Seit 1897 bimmelte die „Elektrische“ aus Oberhausen eingleisig durch die Steinbrinkstraße.

nach dem Ersten Weltkrieg zu erklären. Um ihren Forderungen nach Reparationsleistungen Nachdruck zu verleihen, besetzten Franzosen und Belgier im Januar 1923 das Ruhrgebiet. Sterkrade wurde Hauptquartier der belgischen Besatzungsmacht, die sich im Realgymnasium an der Wilhelmstraße häuslich einrichtete. Die Besatzer konfrontierten die Verwaltungs-

spitze mit besonders hohen Anforderungen u. a. wegen Lieferung von Einrichtungsgegenständen und Lebensmitteln. Weil die Forderungen wegen des von der Reichsregierung in Berlin angeordneten passiven Widerstandes nicht erfüllt werden durften, gingen die Besatzer mit Strafmaßnahmen gegen die Verwaltungsleiter vor. Die Belgier hielten sich zunächst an den damaligen Sterkrader Oberbürgermeister Dr. Heuser und anschließend an dessen Stellvertreter, den ersten Beigeordneten Moll. Beide kamen mit der Ausweisung glimpflich davon, sie bezogen ihr Gehalt weiter und konnten außerhalb der Besatzungszone mit ihren Familien gut leben.

Sechs Monate verbüßt

Nun war der Beigeordnete Behrends an der Reihe, den unter den damaligen Umständen recht undankbaren Posten des Verwaltungsleiters zu übernehmen. Was dazu führte, daß Behrends nach wenigen Wochen in seiner Wohnung an der Bayernstraße festgenommen und ins Untersuchungsgefängnis Moers eingeliefert wurde. Dort tauchte auch der Dinslakener Landrat als Untersuchungsgefangener auf. Die Gerichtsverhandlung fand im Sterkrader Rathaus statt. Wegen Widerstandes gegen die Besatzungsmacht wurden Schluchtmann und Behrends zu je einem Jahr Gefängnis verurteilt. Sie haben davon sechs Monate in Anrath verbüßt.

Diese groteske Begebenheit zählt zu den interessantesten Kapiteln der Sterkrader Verwaltungsgeschichte, die mit der Gründung der Bürgermeisterei Sterkrade am 1. April 1886 begann und mit dem Inkrafttreten des rheinisch-westfälischen Umgemeindungsgesetzes am 31. Juli 1929 endete. Wenn es dieses Gesetz, das die Landkarte unserer Heimat stark veränderte, nicht gegeben hätte, könnten die Sterkrader 1988 zwei Jubiläen feiern: die Fertigstellung des Rathauses an der Stein-

brinkstraße vor hundert Jahren und die Stadtwerdung vor 75 Jahren.

Im Gebiet des späteren Stadtkreises Sterkrade begann die Verwaltungsgeschichte allerdings schon unter Napoleon, denn acht Jahrzehnte lang wurde Sterkrade von Holten aus verwaltet, wo die Franzosen 1806 eine Mairie einrichteten. Letzter Bürgermeister der Holtener Landbürgermeisterei war Heinrich Klinge, der von 1843 bis 1886 amtierte. Auf einer Landkarte von 1812 ist dann auch Holten größer eingezeichnet als Sterkrade, das bis zum Beginn der Industrialisierung am Anfang des 19. Jahrhunderts nur aus dem 1240 gegründeten, in der Aufbauphase von der Gräfin Mechthild von Holten stark geförderten Klosters und einigen umliegenden

Bauernhöfen bestanden hat. Während aber in Holten die Zeit stehen blieb, gewann Sterkrade am Schürzenzipfel der „Hüttengewerkschaft und Handlung Jacobi, Haniel & Huyssen“, der späteren Gutehoffnungshütte (seit 1873), als Industriort ständig an Bedeutung. Dieser Entwicklung trug die lokale Kommunalreform von 1886 Rechnung. Die alte Bürgermeisterei Holten wurde in die Bürgermeistereien Beeck und Sterkrade aufgeteilt, die neue Bürgermeisterei Sterkrade aus den Gemeinden Sterkrade, Holten und Buschhausen gebildet. Im Gebiet der jungen Bürgermeisterei lebten damals nicht ganz 11000 Menschen. „Das selbständige Verwaltungs- und Wirtschaftsgebiet war geschaffen, die Bedingung für wei-



Panzer auf der Steinbrinkstraße: Vom Erker des väterlichen Hauses zwischen Tal- (heute Otto-Weddigen-Straße) und Emdenstraße aus „schoß“ Fotograf Erich Teriet im Jahre 1924 dieses Bild vom Aufmarsch der Besatzungsmacht aus Anlaß des belgischen Nationalfeiertages. Die Belgier hatten 1923 Sterkrade als Standort ihrer Ruhrarmee gewählt, weil sie auf ihren Landkarten ein „Schloß Holten“ entdeckten, in denen sich der General und seine Offiziere häuslich einzurichten gedachten. Weil sich das „Schloß“ aber als unwohnliches Gemäuer entpuppte, schlugen die Belgier ihr Hauptquartier im Gymnasium an der Wilhelmstraße auf.

tere wirtschaftliche Entwicklung gegeben“, heißt es dazu im „Oberhausener Heimatbuch“ von 1962.

Evangelischer Ostelbier

Die Chefs der rheinischen Bürgermeistereien wurden damals von der Preußischen Staatsregierung ernannt, die gern stockkonservative evangelische Ostelbier in unsere Gegend schickte, weil man im fernen Berlin dem Patriotismus der hiesigen Bevölkerung nicht so recht traute. Erster Sterkrader Bürgermeister war ein westpreußischer Adeliger: Boto Franz Wolfgang von Trotha aus Kulm an der Weichsel. Der Premierleutnant der Landwehr regierte von dem 1888 im Neurenaissancestil errichteten, 1902 um den roten Backsteinbau erweiterten Rathaus aus die Sterkrader Berg- und Hüttenleute mit preußischer Strenge.

Aus einem anderen Holz geschnitzt war von Trothas Nachfolger Dr. Eugen zur Nieden. Als der Ostelbier 1905 in Pension ging, hatte sich in Berlin inzwischen die Praxis durchgesetzt, bei der Ernennung der rheinischen Bürgermeister die dienstliche Befähigung besonders zu berücksichtigen. Dr. zur Nieden wurde von seinen Mitarbeitern als glänzender Jurist und tüchtiger, energischer Verwaltungsbeamter gelobt. In seiner Amtszeit entstanden u. a. das Waisenhaus an der Everslohstraße in Königshardt, der stattliche Bau des Realgymnasiums an der Wilhelmstraße, das Sparkasengebäude an der Ecke Wilhelm- und Finanzstraße (heute Stadtteilbücherei), erhielt der Ort eine Straßenbeleuchtung, wurde die Kanalisation in Angriff genommen. Energie und Standhaftigkeit bewies er bei den schwierigen Verhandlungen mit der Gutehoffnungshütte über die Festsetzung der Gewerbesteuer; bei den GHH-Managern machte er sich dadurch unbeliebt. Weil damals bei der Wahl der Bürgermeisterversammlung noch das Dreiklas-



Unter Bürgermeister Dr. zur Nieden erhielt Sterkrade 1913 endlich die Stadtrechte. Die Gemeinde zählte damals bereits 37 349 Einwohner.

senwahlrecht galt, hatte die Hütte in diesen Gremien entscheidenden Einfluß.

Holten wehrte sich

In dem Bestreben, für Sterkrade die Stadtrechte zu erreichen, bemühte sich zur Nieden um eine Vereinigung der nur verwaltungsmäßig zusammengefaßten Gemeinden. Im Fall Buschhausen klappte es 1908; die nicht lebensfähige Gemeinde wurde zwischen Sterkrade und Oberhausen aufgeteilt. Oberhausen erhielt aber nur den Grafenbusch. Die traditionsbewußten Holtener dagegen weigerten sich, freiwillig den letzten Rest ihrer Selbständigkeit aufzugeben, sie wehrten sich kräftig gegen eine Eingemeindung nach Sterkrade. Den „Querschüssen“ aus Holten hatte es der Sterkrader Gemeinderat mit zu verdanken, daß er 1908 mit seinem Antrag auf Verleihung der Stadtrechte in Berlin abblitzte.

Die Sterkrader wagten 1912 einen neuen Versuch. Um „vor Ort“ festzustellen, ob der Antragsteller –

Sterkrade zählte inzwischen 37 350 Einwohner – würdig sei, sich Stadt zu nennen, erschien im Dezember 1912 der Regierungspräsident aus Düsseldorf zur Inspektion. Ein Chronist schildert das Sterkrade von damals wie folgt: „Wer unseren Ort mit wachen Augen durchwandert, ist erstaunt über all das Neue und Gute, was alles in den letzten Jahren geschaffen worden ist unter der Leitung unseres unermülichen Bürgermeisters Dr. zur Nieden. Die meisten Straßen sind in einem tadellosen Zustand, im Inneren des Ortes sind dieselben sämtlich mit Asphalt gepflastert. An Schulen besitzt Sterkrade 18 Volksschulen mit 125 Lehrkräften, eine fünfklassige Hilfsschule, drei Haushaltungsschulen, drei Schulbäder, ein anerkanntes Vollgymnasium, ein paritätisches und ein katholisches Privatlyzeum, eine kaufmännische und eine gewerbliche Fortbildungsanstalt. An Wohlfahrtseinrichtungen sind ein katholisches und ein evangelisches Krankenhaus und ein Alters- und Waisenhaus vorhanden.“

Kanonendonner und Beflaggen

Am 20. März 1913 lasen die Sterkrader endlich die langersehnte freudige Nachricht in der Zeitung: „Zur großen Freude unserer Bürgerschaft ist der vom Gemeinderat an die Königl. Regierung gestellte Antrag, unserem Ort, der wohl längst das Aussehen eines Dorfes verloren und das Gesicht einer wohlgepflegten und in seinen Einrichtungen mustergültigen Stadt angenommen hat, die Stadtrechte zu verleihen, von der Königl. Regierung unter dem 17. März allerhöchst genehmigt worden. Durch Kanonendonner und Beflaggen der Häuser wurde der allgemeinen Freude Ausdruck verliehen.“

Die Sterkrader feierten die Stadtwerdung am 28. und 29. Juni zusammen mit einem patriotischen Ereignis, dem silbernen Regierungsjubiläum von Kaiser Wilhelm II. In der

Festsitzung der Stadtverordnetenversammlung führte der Vertreter der Regierung, der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat Dr. Krause aus Düsseldorf, Dr. zur Nieden in sein Amt als Bürgermeister der Stadt Sterkrade ein. Anschließend fand sich alles, was in Sterkrade Rang und Namen hatte, zum Festmahl im Kaiserhof am Großen Markt ein. Wer nicht zu den Auserwählten gehörte, erfuhr es aus der Zeitung: „Über 300 Gedecke wurden aufgelegt. Der Festwirt, C. O. Morschhäuser, hatte es sich angelegen sein lassen, ein wirklich opulentes Mahl seinen Gästen vorzusetzen. Die Tafelmusik wurde von der Kapelle der Gutehoffnungshütte ausgeführt.“ In seiner Festansprache ließ der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat aus Düsseldorf die Staatsautorität zu Wort kommen: „Die junge Stadt möge für die allerhöchst erwiesenen Gnadenbeweise dankbar sein und in Zukunft das leisten, was von ihr erwartet wird: patriotisches loyales Zusammenarbeiten aller Beteiligten ohne Unterschied von rechts und links.“

„Auch Opernhaus und Kaserne“

„Es schallt von Mund zu Munde: Sterkrade ist geworden Stadt“, sangen die frohgestimmten Festgäste. Justizrat Dr. Fabry hatte zum Stadtfest den „Sterkrader Stadtmarsch“ gedichtet und komponiert. Im Freudenrausch sah der Schöpfer des vielstrophigen Werkes die junge Stadt im strahlenden Licht: „Schöne Straßen, Wald ringsum, manch prächtiges Gebäude. Sieh Sparkasse' und Gymnasium, sind Aug' und Herz 'ne Freude.“ Dem heimatstolzen Justizrat schien auch die Zukunft Sterkrades sehr verheißungsvoll: „Schon winken uns von ferne: Reichsbank, Schlachthof, Amtsgericht, auch Opernhaus und Kaserne.“

Dr. Fabry, Mitglied der Sterkrader Zentrumsfraktion, wollte 1913 für die junge Stadt die Sterne vom Himmel holen. Dabei wäre Sterkrades



Ausdruck bürgerlicher Wohlhabenheit war die wegen einer Hirschplastik am Eingang „Jagdschlößchen“ genannte Prunkvilla, die sich Louis Duesberg, Besitzer der 1874 gegründeten Ludwigshütte, 1904 an der Ecke Finanz- und Ramgestraße erbauen ließ. Dieses Stück Erinnerung an das alte Sterkrade mußte 1960 dem Wohn- und Geschäftshaus Pöter weichen. Der liegende Hirsch in Lebensgröße aus Zinkkupfer landete im Kaisergarten.



Wahrzeichen des alten Sterkrade war der schlanke, 36 m hohe Glockenturm von St. Clemens. Die 1872 auf den Fundamenten der alten Klosterkirche errichtete Clemenskirche wurde durch Bomben zerstört. Der Turm blieb stehen, wurde aber 1952 zum Kummer der heimatbewußten Sterkrader gesprengt. Die neue Clemenskirche ist bis heute turmlos geblieben. Rechts an der alten Klosterstraße die südliche Giebelseite des 1701 erbauten Klostergebäudes, das in den 60er Jahren wegen Bauauffälligkeit abgebrochen wurde. Heute befinden sich hier die modernen Bauten des Pfarrzentrums St. Clemens.

Zukunft vielleicht schon sechs Jahre früher zu Ende gewesen, wenn es nicht den GHH-Generaldirektor Dr. Paul Reusch gegeben hätte. Wie Bürgermeister Dr. zur Nieden in der „Stadtwerdungsfeier“ bei der Würdigung der Verdienste des Ehrenbürgers Kommerzienrat Reusch verriet, hatte der Vorstand der Gutehoffnungshütte, deren Zentrale 1875 von Sterkrade nach Oberhausen (an die Essener Straße) verlegt worden war, im Jahr 1907 mit dem Gedanken gespielt, sich für eine Eingemeindung Sterkrades nach Oberhausen stark zu machen. Damals sei Generaldirektor Reusch im GHH-Vorstand für die Selbständig-

keit Sterkrades eingetreten. Die Festgäste im Kaiserhof konnten nicht ahnen, daß Reusch später seine Meinung ändern würde: Am Zusammenschluß von Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld zur GHH-Stadt Groß-Oberhausen im Jahr 1929 war der GHH-Generaldirektor maßgeblich beteiligt.

Zunächst aber ging es mit der Stadt Sterkrade weiter bergauf. Die Expansionsbestrebungen der Sterkrader fanden ihren Höhepunkt im Kriegsjahr 1917, als Holten (mit Biefang) zu einem Stadtteil von Sterkrade (ein schmaler Streifen fiel an Hamborn) und die bis dahin selbständige Gemeinde Hiesfeld zwischen Dinslaken und Sterkrade aufgeteilt wurde. Von Hiesfeld erhielt Dinslaken den Ortskern und einen Teil von Barmingholten, die Sterkrader kassierten das südliche Gemeindegebiet mit Schmachtendorf (der Bahnhof Holten lag auf Hiesfelder Gebiet), Walsumermark, Neuköln (Franzosenstraße), Brink, Hirschkamp und dem Hiesfelder Wald mit dem Rotbach als neuer Stadtgrenze im Norden. Durch diesen beachtlichen Zuwachs wurde Sterkrade zu einem der flächen größten Stadtkreise des Industriegebietes, sein Stadtgebiet war gut doppelt so groß wie das von Oberhausen. Wegen der dünnen Besiedlung des Sterkrader Nordens kletterte die Einwohnerzahl 1917 nur auf knapp 50000, während es der südliche Nachbar inzwischen zur Großstadt gebracht hatte.

Als selbständiger Stadtkreis schied Sterkrade aus dem Landkreis Dinslaken aus, Bürgermeister Dr. Otto Most, Nachfolger von Dr. zur Nieden, durfte sich „Oberbürgermeister“ nennen. Dr. Most amtierte nur drei Jahre an der Steinbrinkstraße, 1919 ließ er sich zum Hauptgeschäftsführer der Niederrheinischen IHK zu Duisburg wählen. Mit dem bisherigen Beigeordneten Dr. Wilhelm Heuser trat 1920 der letzte

Sterkrader (und erste Groß-Oberhausener) Oberbürgermeister sein Amt an. Im Spätherbst 1921 wurde Dr. Heinrich Behrends zum Sterkrader Beigeordneten für das Wohlfahrtswesen gewählt; er war nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches Oberhausens erster Nachkriegs-Stadtkämmerer.



Im Kriegsjahr 1917 wurde Sterkrade unabhängiger Stadtkreis und Dr. Otto Most der erste im Rathaus an der Steinbrinkstraße amtierende Oberbürgermeister.

Die turbulente Zeit der Ruhrbesetzung war noch nicht ganz überstanden – die im Gymnasium einquartierten Belgier rüsteten zum Abmarsch –, da feierten die Sterkrader im Juli 1925 ein patriotisches Fest: „Tausend Jahre Rheinlande“. Am Samstagabend gaben die Männerchöre Cäcilia, Liedertafel, GHH-Sängerbund und Sangeslust ein großes Konzert. Nach dem Festgottesdienst „in sämtlichen Kirchen der Stadt“ gestalteten am Sonntagvormittag die genannten Chöre und 250 Schulkinder auf dem Großen Markt ein „Massensingen“, begleitet von der GHH-Feuerwehrkapelle. Auf dem Sportplatz in Eisenheim

(das Volksparkstadion wurde erst 1927 fertig) stellten sich am Nachmittag die im „Zweckverband für Leibesübungen“ zusammengefaßten Sterkrader Vereine mit sportlichen Wettkämpfen vor. Am Sonntagabend führte der Städtische Musikverein (auch den gab es damals in Sterkrade) Bruckners vierte Symphonie auf. Die beiden Abendkonzerte – der Kunstgenuß war für eine halbe Mark zu haben – fanden im Kaiserhofsaal statt. Der Kaiserhof am Großen Markt mit Hotel (das „erste Haus am Platz“), Restaurant und Festsaal galt als gesellschaftlicher und kultureller Mittelpunkt Sterkrades. Das stattliche Gebäude an der Ecke Tirpitzstraße, von dem bereits erwähnten C. O. Morschhäuser erbaut, fiel vor etwa anderthalb Jahrzehnten der Spitzhacke zum Opfer; es mußte dem bis heute nicht verwirklichten Projekt der Verlängerung der Brandenburger Straße bis zur Holtener Straße weichen.

„Eine wertvolle Perle“

In der Festschau der Sterkrader Zeitung („Amtliches Organ für den Stadtkreis Sterkrade“) zur Tausendjahrfeier sang Redakteur Wilhelm Eisele im lokalpatriotischen Überschwang folgendes Loblied auf die Stadt: „Die Arbeiterstadt Sterkrade hat als eine wertvolle Perle im Kranz der rheinischen Städte durch ihre gigantischen Arbeitsleistungen weit über die Grenzen Deutschlands hinaus Weltruf erlangt. In eleganten, weit gespannten Bogen überqueren Brücken Ströme in allen Erdteilen. Fördermaschinen auf ungezählten Zechen bringen die schwarzen Diamanten zutage, und viele Schiffsschrauben pflügen die Meere. Und all diese gigantischen Werke sind erdosen in den Hirnen unserer heimischen Ingenieure, sind entstanden unter den Händen unserer Sterkrader Arbeiterschaft, die auf den Sterkrader Abteilungen der Gutehoffnungshütte tätig ist.



Noch nicht gepflastert war der Kleine Markt in Sterkrade, als dieses wohl 90 Jahre alte Foto entstand. Rechts das Stammhaus der Bettenfirma Ortmann. Davor das alte Kriegerdenkmal, das 1958 dem Verkehr weichen mußte.



Mitten im Ort wohnten früher die Hüttendirektoren. In einem Garten auf der Westseite des Kleinen Marktes lag die Villa Haniel, der Wohnsitz von Louis Haniel, der das Sterkrader Werk von 1864 bis 1873 leitete.

Alle diese Erzeugnisse haben den Ruhm der Gutehoffnungshütte und damit auch den Ruhm unserer Stadt hinausgetragen in alle Welt.“ Und weiter: „Langsam aber stetig wuchs Sterkrade. Und gerade dieses langsame Anwachsen, im Gegensatz zu manchen unserer Nachbarstädte, hat Sterkrade den Charakter einer Gartenstadt bewahrt, hat ihr die reizvolle Umgebung mit ihren noch fast unberührten Wäldern gelassen, hat sie vor dem allzu großen Industrieelend bewahrt.“

Die „wertvolle Perle“ Sterkrade war aber nicht völlig ohne Makel. Die städtebauliche Entwicklung blieb in den 20er Jahren erheblich hinter der des südlichen Nachbarn Oberhausen zurück. So werden in der Festaussgabe der Sterkrader Zeitung von 1925 „die Bahnverhältnisse als für eine Industriestadt von der Bedeutung Sterkrades mit über 52000 Einwohnern unwürdig“ beklagt. Nach ständigem Drängen der Gemeinde hatte die Eisenbahnverwaltung den noch aus dem Jahr 1852 stammenden Bahnhofsschuppen 1889 durch das alte Bahnhofsgebäude von Köln-Kalk ersetzt, das für den dortigen Bahnhof nicht mehr gut genug war und deshalb dort abgerissen und in Sterkrade wieder aufgebaut wurde. „Dasselbe hat hinreichend Raum, trägt aber zur Verschönerung des Ortsbildes wenig bei“, wird im Verwaltungsbericht für die Jahre 1886 bis 1891 bemängelt. Das Kleinstadtrathaus an der Steinbrinkstraße platzte aus allen Nähten, weshalb städtische Dienststellen in Behelfsbauten auf dem Hof sowie in städtischen bzw. angepachteten Häusern u. a. an der Steinbrink- und Friedrichstraße untergebracht werden mußten. „Ein Zustand, der erschwerend auf den Geschäftsgang wirkt und den Neubau eines Rathauses dringend erforderlich macht“, liest man in der Festaussgabe von 1925. Während in Oberhausen Oberbürgermeister



Für den Erhalt der Selbständigkeit ihrer Stadt gingen die Sterkrader 1929 auf die Barrikaden. „Sterkrade muß Sterkrade bleiben“ und „Keine Eingemeindung“ lauteten die Parolen, hier auf Schriftbändern am Haus Lantermann am Großen Markt zu lesen.

Havenstein den Rathausneubau auf dem Galgenberg mit Nachdruck betrieb (Baubeginn war 1927), schreckten die sparsamen Sterkrader vor einer so kostspieligen Investition zurück.

Schon 1925 angemahnt

1925 als dringlich eingestufte Verkehrsprojekte sind bis heute nicht in die Tat umgesetzt worden. Das gilt zum Beispiel für die Straßenbrücke über die Eisenbahn im Zuge der Brandenburger und der von Trotha-Straße und für das fehlende Straßenstück zwischen der Wirtschaft Lagermann und dem Bahnhof Holten. Auf die 1925 angemahnte Straßenunterführung am Bahnhof Holten haben die Holtener noch sechs Jahrzehnte warten müssen. Das Stadtmittehaus mit Glockenturm war noch im Bau, als Sterkrade 1929 zum Stadtteil von Groß-Oberhausen „degradiert“ wurde.

Durch die Eingemeindung nach Oberhausen wurde das Sterkrader Beigeordnetenkollegium nicht arbeitslos. Die erste Stadtverordnetenversammlung von Groß-Ober-

hausen wählte im Februar 1930 Dr. Heuser zum Oberbürgermeister, den Sterkrader Stadtschulrat Dr. Schnöring zum Schul- und Kulturdezernenten, den Bau-Beigeordneten Moll zum Tiefbaudezernenten und Dr. Behrends zum Wohlfahrtsdezernenten. Der ersten Oberhausener Verwaltungsspitze gehörten dagegen nur zwei Oberhausener (Bürgermeister Dr. Horch und Rechtsdezernent Menne) und ein Osterfelder (Hochbaudezernent Bohlmann) an. Zu den „Opfern“ der kommunalen Neuordnung zählten der tüchtige Oberhausener Oberbürgermeister Havenstein und der für den Rathausneubau auf dem Galgenberg verantwortliche Baudezernent Jüngerich. Die Sterkrader Wahlbeamten sind aus dem Eingemeindungskampf als Sieger hervorgegangen, sie konnten von sich behaupten, Oberhausen eingemeindet zu haben. Für die verbitterten Sterkrader Bürger, die für den Erhalt der Selbständigkeit ihrer Stadt auf die Barrikaden gegangen waren, nur ein schwacher Trost.

EIN BLICK UNTER DIE NARRENKAPPE

von Helmut Stoltenberg

Karneval, du Bazillus aller Narren, du Freudenspender der Menschen, du Tränenspender der Verliebten – wenn am Aschermittwoch alles vorbei ist, der Bacchus beerdigt ist und der Hering den Kater besiegt hat. Karneval heißt zugleich die Geselligkeit suchen, die sich heute in 16 Oberhausener Gesellschaften vereinigt, von Alstaden bis Holten, von Lirich bis Osterfeld und Dellwig. Über alle hält der Hauptausschuß des Groß-Oberhausener Karnevals seine schützende, närrische Hand...

Das war nicht immer so. In der Geschichte des Oberhausener Karnevals herumzustochern ist äußerst schwierig, da vieles nur vom Hörensagen überliefert ist, die Narrenarchivare Karl-Heinz Wolff und Dieter Kusenberg halfen dabei. Im frühen Mittelalter kannte man den Karneval mehr als Maskenfeste. Die Masken und Fackeln sollten die bösen Geister des Winters vertreiben. Zur Zeit der Reformation, also zu Luthers Zeiten, durften nur die katholischen Narren feiern, die evangelischen nicht. So war es hier in unserer Region den Alstadenern und Holtenern als protestantischen Gemeinden untersagt, Narren zu sein, während die Lipper, die Liricher und Osterfelder sich dem Trubel hingeben durften. Zwei Tage wurde gefeiert, wobei ein verkleideter Narr der König war, der die Trinksprüche anzusagen hatte. Am Dienstagabend wurde er entblättert. Anfangs ging die Fastenzeit

vom 11. 11. bis zu Weihnachten. Erst weit später begann die Fastenzeit nach Bacchus-Beerdigung.

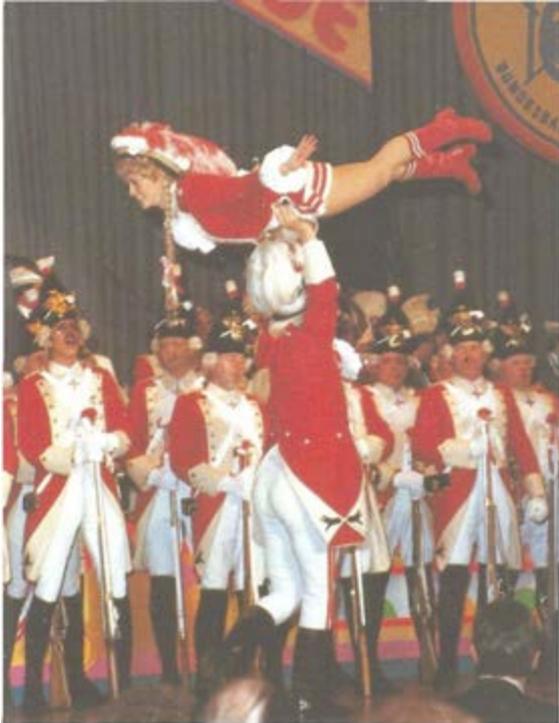
In Osterfeld, so heißt es, gab es noch im vergangenen Jahrhundert drei Brauereien, die den Durst der Narren löschten, die mit satirischen Sprüchen die hohen Leute veräppelten. Wurde es zu arg, mußte aus Bottrop die Polizei einschreiten, denn sie hatte in Osterfeld das Sagen und konnte die Leute festnehmen.

In Oberhausen regierte damals der Exleutnant und Bürgermeister Schwartz mit harter, preußischer

Hand. Die Wirte hatten um 23 Uhr die Zapfhähne zu schließen und die Gäste nach Hause zu schicken. Schwartz hatte den Zapfenstreich vom Kasernenhof in die Heidstadt verlegt. Dem Patrioten vom Galgenberg war ohnehin dies „liderliche Leben“ ein Dorn im Auge, besonders die geschlossenen Gesellschaften, sie durften feiern. Er witterte Verrat: „Es brauchen sich nur mehrere Personen zusammenschließen und ein Protokollbuch anzulegen, mehr ist nicht nötig!“ Und der gestrenge Herr weiter: „Liderliche

Die Narren sind unterwegs.





Funken-Mariechen – immer ein Blickfang.

Frauenzimmer erscheinen hier mit einem der vielen Eisenbahnzüge, selbst aus Lüttich, legen in der Umgebung des Bahnhofs ihre Netze aus, bewacht und beschützt von den unvermeidlichen, einheimischen Luis. . . Dieses Unwesen auszuroten ist bisher nicht gelungen.“ Bettelei und Vagabundieren sowie Prostitution untergrub die Moral, und so erließ der gestrenge Herr im Kampf gegen die Untugend und den Suff gerade zur Karnevalszeit alljährlich das erste „Vermummungsverbot“, das wir heute nur unter anderen Voraussetzungen kennen. Der Bürgermeister befahl damals:

1. Maskierungen sind nur am Karnevalssonntag von sechs Uhr abends an und an den beiden folgenden Tagen erlaubt.

2. Öffentliche Maskenzüge sind unbedingt untersagt.

3. Wer in Masken auf Bällen, Straßen und Lokalen erscheint, muß 50 Pfennig zum Besten der Armen entrichten.

4. Contravenienten verfallen in Geldstrafe von 3 bis 9 Mark.

Die umliegenden Ortschaften

störte Schwartz' Verbot wenig, waren sie doch noch gar nicht eingemeindet. Die Osterfelder vermummten sich weiterhin, hielten an ihren Zoten und zur Fassnacht an ihrem „Pannkaukenceten“ fest. Und die Alstadener Ruhrschriffer feierten ihren Karneval, wenn ihre Schiffe im Ruhreis festlagen, bei zünftigem Klaren.

Aber als Schwartz ging, fing das gesellschaftliche Leben in Oberhausen wieder zu pulsieren an. Neben den vielen kleinen Gesellschaften gründete sich 1889 auch die Alte Oberhausener Karnevalsgesellschaft Weiß-Rot, schief aber bald wieder ein, um 1902 in der Reichskrone (heute Tannenbergsstraße) wieder zu erwachen. Es waren so bekannte Namen wie Craemer, Mül-

sten richtigen Zug mit 23 Festwagen, 21 Fußgruppen und 7 Kapellen. Bürgermeister Wippermann ließ leben, weil er selbst gerne lebte. Er stieg auch selbst in die Bütt. 75.000 Zuschauer will man damals gezählt haben, allein 13.000 vom Niederrhein. Oberhausen hatte ja nur 60.000 Einwohner. Aber Zahlenangaben kennt man ja aus den antiken Schlachtberichten. Streitereien mit dem Bergbau und unter den Kaufleuten, die Kumpel sollten lieber arbeiten und Kaufleute gaben sich knauserig, führten dazu, daß es 1910 und 1911 keinen Zug gab.

Das Altertum . . .

Beim Kölner Karneval war von Untugenden und gar von Mordgerüchten die Rede. Dies berichtete jedenfalls Frau Mundhenk, geb. von



Die Väter des Oberhausener Karnevals vor dem alten Stadtbad, etwa um 1902.

ter, Wilms und vor allen Dingen Oberpostsekretär Bollendorf, der die führende Rolle im Karneval übernahm, dabei. Der 1. Prinz hieß Adolf Witzler und zog mit zahlreichen Droschken in einer Kappenfahrt durch die Stadt. 1904 gab es unter Prinz Johann Christian I. den er-

Dücker, dem Regierungspräsidenten schriftlich. Und die Oberhausener konnten dem RP versichern, daß es bei uns nicht der Fall sei. Hier war der Karneval nur noch ein Schatten seiner selbst mit Prinzen, Präsidenten, militärisch aufgeputzten Garden, Ministern und Orden,

womit ein politisch rechtloses Volk seinen Fürsten persiflierte und sich Luft machte. Gleich darunter steckte die christliche Schicht. Die Kirche war es auch, die das heidnische Fest ablehnte und sich hinter einer Fastenmauer von 40 Tage zurückzog. Christlich ist auch die Umdeutung des Wortes Karneval – gleich *carrus navalis* gleich Schiffskarren in – *carne vale?* Fahr dahin, Fleisch.

Unter dem christlichen Firnis schimmert deutlich der Kult des Dionysos durch, der seinerzeit ein entnervender Wirrwar aus kleinasiatischen, afrikanischen und griechischen Mythen. Hinter dem Friedensgott Dionysos und seinem rauhem Gefolge ewig betrunkenener, schwadronierender Satyrn und rasender Weiber, ist die große Mutter des Karnevals zu entdecken. Der dionysische Kult ging von den Griechen an die römischen Erben über, die den Karneval an die Grenzen ihres Imperiums brachten, wo sich zu allem Überfluß keltische, germanische und mittelmeerische Gottheiten vermischten.

Dionysos, „der zweimal Geborene“, wiederaufersteht jährlich im Winter. Im Frühling holen die „Maidanen“, seine berauschten Priesterrinnen, den jungen Gott aus der Erde, oft in der Gestalt einer treibenden Getreidegarbe. Dann besteigt der junge Gott sein Schiff und fährt übers Meer, an der Küste wird das Schiff auf Räder gesetzt, und so zieht Dionysos übers Land. Die Maidanen, die Rasenden, opfern ihm bei wilden Orgien Tiere und Kinder. Im Sommer schließlich wird Dionysos als Ziegenbock getötet und verzehrt. Mit Karneval hat das weniger als mehr mit Fruchtbarkeitsriten zu tun. Genauso wenig hat der Rosenmontag etwas mit Rosen zu tun. Rosen ist eine Dialektform von rasen – „rasender Montag“.

Dazwischen . . .

Soweit mögen die Gegner des Oberhausener Karnevals Recht ge-



habt haben. Aber schön und gut, das ist lange her, und der Karneval hat nichts damit zu tun. Wirklich? Alstadener widerspricht. Sechs Männergesangsvereine, vier Liederbühnen, die Wirte und Schlachter, Geschäftsleute und Ruhrschiffer brachten in guten Jahren einen Rosenmontagszug mit 20 Wagen zusammen. Und immer wurden ein Gambrinus auf dem Faß und eine Ziege mitgeführt. Der Gambrinus

ist wahrscheinlich, die Ziege sicher eine Gestalt des Dionysos. Und am Aschermittwoch beerdigten die Alstadener ihren „Bacchus“ – einem Beinamen des Dionysos – „im Strom“, sie versenkten eine Strohpuppe in der Ruhr. Riten erhielten sich auch anderthalb Jahrtausende nach den Römern.

Krieg und Revolution sowie Inflation ließen den Karneval erst gar nicht richtig wieder leben. 1927 ver-



bot Oberbürgermeister Havenstein jegliche karnevalistische Veranstaltung. Während in den Nachbarstädten die Narretei herrschte, holten Bühnenarbeiter erst 1929 den Karneval mit einem Bühnenball vom Schnürboden. Gefeierte wurde in allen Gasthäusern, bei Witzler, im Dortmunder, im Kaiserhof, bei Münsinger, im Sängerkloster bei van der Erd, bei Abel, Friedrichs und nicht zuletzt in der Arkadia.

Die Sterkrader wußten auch, wo es was zum Feiern gab, im Kaiserhof, im Café Wilms, im Rheinschen-, Dortmunder- oder Schützenhof; oder Karneval in der Ohmkaal-Diele, im Konzerthaus Simon, Zur Post; im Bergalten spielte die Kapelle Mickymaus und bei Willi van Doren die Rheingold-Kapelle.

In Osterfeld waren es die Häuser Marks, Café Weber, Gottfried Vaske, Schleuter und Adolf Solf an der

Hauptstraße. Nicht vergessen seien die St. Sebastianer in Lirich und Majestät Paul, das Schwimmfest im Theater und der Bühnenball.

Nach 1933 war der Karneval wieder da, und mit ihm die „neue Zeit“. „Bei Faschingsfreuden denk an das Eintopfgericht“, hieß es danach bei den Nazis. 1937 zogen gleich zwei Züge. Einer in Vondern mit Prinz Hugo und einer in Biefang mit einem unbekanntem Prinzen. Oberhausen hatte keinen, stattdessen diente die NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ in der Union. Ein gemeinsamer Vorstoß wurde abgewiesen. Demgegenüber einigten sich die Karnevalisten in Osterfeld und Vondern. Vonders Präsident Maßfeller diktierte die Bedingungen: Vondern hat den Karneval in Osterfeld bodenständig gemacht, dafür verlangt es das Recht auf den Prinzen, den Elferrat und die Prinzengarde. Außerdem muß der Zug von der Burg Vondern starten und die Gemeinde die Steuern übernehmen. Man schwor sich in die Hand, 1938 so einen Zug zu machen wie 1907.

Die Neuzeit . . .

Die AOK führte ein Damenkomitee in den Oberhausener Karneval ein und tagte glanzvoll im Waldhof. Das wog zu leicht gegen die 30 Wagen und zigtausend Zuschauer in Osterfeld und zu leicht gegen die Züge in Biefang und Alstaden, das wieder mit dabei war. Alt-Oberhausen hatte nichts. Das durfte nicht wahr sein, daß die eingemeindeten Vororte mit nährisch angespitztem Finger auf Oberhausen zeigten und vormachten, wie man im Rheinland Karneval feiert. 1939 heftete Präsident Schlagböhrmer von den vereinigten Karnevalsgesellschaften Westfalia Osterfeld zwar erstmals einem Oberhausener einen Orden an, aber zu einer Vereinigung aller Oberhausener Karnevalisten kam es vor dem Kriege nicht mehr. Vierzehn Jahre ruhte der Karneval. . .



Als die Schatten der „großen Zeit“ sich zu lichten begannen, waren es als erste die Osterfelder, die zur Narrenkappe griffen. Auch in Vondern regte es sich lebhaft. 1953 gründete sich dann unter der Schirmherrschaft von Oberbürgermeister Pannenbecker wieder die Alte Oberhausener Karnevalsgesellschaft. Als sie sich „Große“ nennen wollte, drohten die Osterfelder wegen der Namensgleichheit alle Beziehungen abzuberechen. Aber man einigte sich und gründete mit fünf Gesellschaften den Hauptausschuß Groß-Oberhausener Karneval. Namen wie Peter Mitscher, Walter Kürten und Dr. Wilhelm Schmitz bürgten dabei für karnevalistische Qualität. Jetzt konnte den Karneval nichts mehr aufhalten.

Seit 1955 gibt es den gemeinsamen Sturm aufs Oberhausener Rathaus. Auch der Hoppeditz erwachte jetzt gemeinsam unter freiem Himmel. Geschaffen wurde der Polizeiempfang, später dann auch die Empfänge im Gericht und im Finanzamt. Beerdigt wurde der Bruderzwist zwischen Alt-Oberhausen und Osterfeld. Mit Walter Buhrow fing der Karneval an zu blühen in unse-



Großfürst Walter Buhrow †.

rer Stadt. Beerdigt wurde auch die Vonderner Isoliertheit. Geschaffen wurde der gemeinsame Zug in der City, und es gründete sich die Oberhausener Narrenordensburg, in der Jecken wie Heribert Pauly, Josef Schäfer und Kurt Schöndeling ein Zuhause fanden. Polizeipräsident Kantzen, W. Kürten und F. Vey gründeten in Styrum den Finderkinder-Karneval, der 1960 als Kinderkarneval nach Osterfeld zog, was ein Verdienst vom Osterfelder Willi

Metzen war. Geschaffen wurde auch die karnevalistische Achse Oberhausen – Arnheim. Mit den Kurzfilmtagen gab es auch den Ball der Na(rr)tionen und einen städtischen Zuschuß für den gemeinsamen Karnevalszug, den besonders Hermann Kuß 16 Jahre lang als Hauptausschußpräsident forcierte. Heute setzt sich sein Nachfolger Bruckschen dafür ein.

Mit dem Bau der Stadthalle entwickelte sich das gesellschaftliche Leben der Karnevalsgesellschaften in stattlichem Rahmen. Die Prinzenkürung, der Ball der Na(rr)tionen, der Silvesterball, der Masken- und Kostümball, der Zugball für alle, die vielen Galaprunksitzungen der Gesellschaften mit dem neuen Stil der Karnevalsrevuen – das alles sind Früchte einer langjährigen Entwicklung. Und nimmt man noch den Prinzenempfang im Hotel Ruhrland und die Stiftung des Eulenordens durch Friedrich Wilhelm Maaßen hinzu, so entdeckt man ein wirklich beachtliches Mosaik karnevalistischer Kleinarbeit in unserer Stadt. Da kann man nur noch rufen: „Oberhausen ein dreifaches: Helau, Helau, Helau. . .!“



IMMER AUSGEBUCHT

von Michael Schmitz

Die Sprache, so weiß man, ist das wichtigste Kulturgut eines jeden Menschen. Nach ihrer unbefangenen „Entdeckung“ durch das Kleinkind gerät ihre Pflege mehr und mehr in den Sog einer kommunikatonsfeindlichen, ja -entleerten Umwelt. So, wie der technische „Fortschritt“ dem Computer Einlaß verschafft hat in die Fabrikhallen, so wird auch die Sprache ferngesteuert, droht sie zu verknappen auf den bloßen Nutzeffekt. Das Gebrauchsvokabular des bundesdeutschen Normalverbrauchers beschränkt sich da gerade noch auf ein paar hundert Wörter, der von den Richtlinien der Kultusminister eher deformierte Deutschunterricht an den Schulen ist dem genormten Umgang mit der Sprache dienlich. Von einem Sprachschatz also kann kaum mehr die Rede sein; könnte, gäbe es nicht das geschriebene Wort, das Buch, das dieser kulturellen Verrohung entgegenwirken muß. Das Buch ist elementare Notwendigkeit der Kultur, die gemeinnützige Bücherei gehört folgerichtig zur Grundausstattung des öffentlichen Lebens. In Oberhausen seit nunmehr reichlich 80 Jahren. Am 11. März 1907 wurde im Erdgeschoß des Hauses Marktstraße 193 die erste Volksbücherei eröffnet. 470 Bände standen 57 000 Bürgerinnen und Bürgern wochentags fünf und sonntags vier Stunden lang zwecks Ausleihe zur Verfügung. Ein wahrhaft spärlicher Beginn, gleichwohl war es bis dahin, mehr aber noch bis zum heutigen, in den entlegensten Winkeln unserer Großstadt präsenten Medienzentrum ein

meist dornenreicher Weg. Immerhin zählte Oberhausen um die Jahrhundertwende bereits mehr als 40 000 Einwohner, war selbständiger Stadtkreis, besaß eine eigene Straßenbahn, war der lebendigste Eisenbahnknotenpunkt im aufblühenden Ruhrrevier. Mit der Kultur allerdings haperte es ganz gewaltig, alle Augen in dieser Stadt waren auf

über den Stand des hiesigen Büchereiwesens anzufordern. Er wurde knapp beschieden: Volksbibliotheken seien hier nicht vorhanden, die Einrichtung solcher habe sich bislang als nicht notwendig erwiesen. Der Düsseldorfer Kommunalaufseher war da gänzlich anderer Meinung, schon zwei Monate später ließ er die Oberhausener Stadtver-



Bücherei-Zentrale im Bert-Brecht-Haus.

das industrielle Wachstum gerichtet. So war es dann kein Zufall, daß die ersten Anregungen zur Einrichtung einer öffentlichen Bücherhalle als einem für alle Menschen zugänglichen Bildungsinstitut von außen kamen, am 20. November 1899 sah sich der Düsseldorfer Regierungspräsident genötigt, einen Bericht

waltung wissen, daß er eine Volksbibliothek für ein „dringendes Bedürfnis gerade der hiesigen Bevölkerung“ halte. Dessen ungeachtet wurden bis 1905 seine entsprechenden, alljährlichen Anfragen wie die vom 20. November 1899 beschieden. Das Jahr 1906 brachte die „Wende“. Massiver öffentlicher Druck vor

allem durch die „Oberhausener Volkszeitung“, mehr aber wohl noch eine Stiftung der Sparkasse und die Verfügung des RP, 15.320 Mark aus den aufgelösten Krankenkassen der liquidierten „Styrumer Eisenindustrie“ und der „Kontinentalen Röhren- und Mastenwalzwerke“ für die Einrichtung einer Volksbücherei und Leschalle aufzuwenden, ließ die Stadtverordnetenversammlung am 4. September den entsprechenden Beschluß fassen, fast genau ein halbes Jahr später wurde feierlich eröffnet. Die inhaltliche und pädagogische Konzeption, die der ersten Volksbibliothek zugrunde lag, hat zum Teil noch heute Gültigkeit, nach wie vor muß die öffentliche Bücherei zuallererst der politischen Bildung und einem lebenslangen Lernen dienen. Überholt aber erscheint im Laufe der Jahrzehnte der damalige Gedanke, daß eine Volksbibliothek, auch die Fürsorgepflicht der Besitzenden und vermeintlich Gebildeten gegenüber den sogenannten „unteren Gesellschaftsklassen“ erfüllen, sie sittliche Bildung heben läßt. Gleichwohl: Dieses Argument mag heute zwar despektierlich erscheinen, vor dem Hintergrund wachsender sozialer Bedrängnisse spukt es gewiß wieder in einigen Köpfen herum, immer lauter wird ja in der Öffentlichkeit Kulturarbeit gerade auch als soziale Pflichtaufgabe der Gesellschaft propagiert.

Die Oberhausener Volksbücherei wuchs zunächst rasch, schon bald mußte die Ausleihfrist auf zwei Wochen beschränkt werden, schon nach sechs Jahren hatte sich der Bestand verzehnfacht, weitgehend auf Schöner Literatur basierend. Bis in die zwanziger Jahre hinein allerdings stagnierte dann die Entwicklung als Folge der Kriegsjahre und der sich anschließenden Wirtschaftskrisen. Erst nach der Währungsreform kam wieder „Leben in die Bücherbude“, in Sterkrade, Hol-



ten und Buschhausen gab es längst auch kleine, ehrenamtlich betreute Büchereien. Zum Zeitpunkt der Geburt von Groß-Oberhausen kam auf je zehn der damals immerhin schon 194.000 Einwohner ein Buch. Die wohl bitterste Stunde in ihrer 80-jährigen Geschichte erlebte die Stadtbücherei zur Sonnenwendfeier auf dem Altmarkt des Jahres 1934. Längst hatten die braunen Machthaber auch das literarische Leben gleichgeschaltet, als widerwärtigen Höhepunkt dieser Säuberung inszenierten sie nun eine öffentliche Bücherverbrennung; das geschriebene Wort hatte fortan ausschließlich die nationalsozialistische Weltanschauung zu vertreten. Die erste Epoche der Oberhausener Büchereihistorie mit ihrem düsteren Schlußkapitel endete am 4. Dezember 1944: Die Bücherei, damals schon im „Hof von Holland“ beheimatet, wurde ausgebombt.

Neuanfang allüberall nach dem totalen Untergang der Faschisten, auch in der Bücherei. Ihr Wiederaufbau aber war, obwohl beinahe sämtliche Kataloge verbrannt waren, nicht nur sächlicher Natur. Nach zwölf Jahren kultureller Vergewaltigung war der Hunger auf freie politische und kulturelle Bil-

Modernste Technik für die Leser.

dung kaum zu stillen. Schon am 1. November 1945 begann die Bücherei in der Adolf-Feld-Schule mit 1.421 Bänden wieder ihre Arbeit. Bereits 1946 zog man um zum Friedensplatz in Räumlichkeiten der heutigen Landeszentralbank. Einer der dienstältesten Nutzer der Stadtbücherei, August Richter, als allwöchentlicher Verseschmied „Augustus“ in der WAZ Oberhausen selbst so etwas wie eine „literarische Einrichtung“ unserer Stadt, erinnert sich: „Der Raum in dem einigermaßen heilgebliebenen Haus war von bescheidener Größe und mit buchstäblich langgedientem Mobiliar ausgestattet. Eine ärmliche Anzahl von Büchern stand wohlgeordnet in den Theken. Gewiß war es ein der Zeit angepaßter Bestand aus den Anfängen der kulturellen Einrichtung. Der Entschluß, zu unterschiedlichen Zeiten ‚zur Stadtbücherei‘ zu gehen, war für mich seinerzeit geradezu ein Ereignis. Es bedeutete für mich stets einen, wenn auch kurzen, Einstieg in eine andere – gehobene – Welt, in die ich mich eingeladen fühlte. Eine wichtige Vorbereitung war es mir, an besagtem Tag eine halbe Stunde lang unter der Brause der Concordia-

Waschkau zu stehen, um auch die letzten Kohlepartikelchen aus den Augenbrauen – ohne Seife – ordentlich herauszuwaschen. Über die ‚Bedienung‘ in der Stadtbücherei über einen langen, breiten Tisch hinweg konnte sich wohl kein Leser beklagen. ‚Was möchten Sie für ein Buch, einen Roman, ein Sachbuch, Schöne Literatur‘, war die Frage der Bibliothekarin. Rasch griff sie nach einem Buch der gewünschten Richtung und legte es auf den Tisch. ‚Das wird Ihnen gefallen‘, urteilte sie, und schon war es in die Lesekarte eingetragen. Sie mochte auch ein Gespür haben für Ansprüche und Geschmack des Lesers, denn – so war es nicht nur in meinem Falle – meistens war es ein gutes Angebot. Andere Bedienstete der Bücherei hielten es für richtig, mehrere Bücher vorzulegen und dem Leser etwas Zeit ‚zum Anlesen‘ zu geben. Welche Methode die richtige war, hatte der geneigte Leser bald herausgefunden, jede hatte ihr Für und Wider. Wenn man auch das Bewußtsein hatte, daß wegen des großen Publikumsandranges ein längerer Aufenthalt – unausgesprochen – nicht gerade erwünscht war, hatte ich doch das Gefühl, eine halbe Stunde gut verbracht zu haben. Der

Raum diente gelegentlich auch anderen kulturellen Genüssen. So fand uneingeladen ein älterer Herr Einlaß mit großer roter Rose am Revers und trug mit ansehnlichem Tenor Operettenlieder vor. Er war ein als „Ostpreußische Nachtigall“ bekanntes Original und machte anschließend die Runde mit seinem Hut.“

Auch Osterfeld und Sterkrade erhielten wieder eine bibliothekarische Zweigstelle, die Zentrale am Friedensplatz platzte schon bald aus allen Nähten, vor allem junge Leute strömten in Scharen zum Kulturgut Buch. So wurde dann die Jugendbücherei ins Hotel Ruhrland ausgelagert und dort nachgerade revolutionär neugestaltet. Der Thekenbetrieb wurde abgeschafft, die Freihand-Bücherei entstand, flapsig gesagt ein literarischer Selbstbedienungsladen. Lesegebühren wurden nicht mehr erhoben, in der Folgezeit wuchs der Ansturm dermaßen beängstigend, daß gar zwischenzeitlich Aufnahmesperrn verhängt wurden. Der Buchbestand wuchs dagegen nicht annähernd so rasant. 25.700 Bände bei mehr als 150.000 Entleihungen, so etwas war, das sah selbst Rat und Verwaltung ein, *Schmökerecke der Jüngsten.*

bei den gegebenen Verhältnissen nicht mehr zu verantworten. So muß aus Sicht der Bücherei der Umzug in ein erstmals eigenes Haus als historisches Ereignis gewertet werden. Gleichzeitig begann am 1. Mai 1953 die Ära des Büchereileiters Franz Thumser, die beinahe 20 Jahre andauern sollte. Schon in den ersten Monaten stellte er auf generellen Freihand-Betrieb um, die nun endgültig auf den Namen Stadtbücherei hörende Einrichtung entwickelte sich in der „Meuthen-Villa“ zu einer zwar bald wieder beengten, aber heißgeliebten „Schmökerecke“, von deren Reiz noch heute nostalgische Leseratten schwärmten. Noch einmal „Augustus“: „Sozusagen als ‚Lockvogel‘ stand gleich am Eingang ein großer Tisch, auf dem dicke Wälzer gestapelt waren. Sie waren bebildert und jedermann hatte die vielgenutzte Möglichkeit, darin herumzublättern und so Geschmack am Schauen und Lesen zu finden. Eine Freude war es auch hier, ‚einfach mal hinzugehen‘. Mit Mahngebühren wurde sehr großzügig umgegangen. Es wurde als Entschuldigung hingenommen, wenn eine Mutter schrieb ‚Dorle konnte das Buch nicht zurückbringen, sie hatte es im Halse‘.“

In die Zeit Thumser fielen die Einrichtungen der Stadtteilbüchereien Osterfeld und Sterkrade, Zweigstellen wurden auf das gesamte Stadtgebiet verteilt. 1959 wurde in der Marktschule die erste Schulbücherei ausgestattet, beinahe 60 sind es bis heute, eine Rarität in bundesdeutschen Ländern. Thumser legte auch den Grundstein dafür, daß man längst nicht mehr vom Buchbestand, sondern vom Medienbestand zu reden hat. Nach dem Bundes-Sängerfest, das 1955 in unserer Stadt ausgerichtet wurde, gründete Thumser mit geschenkten und gekauften Partituren eine Notenbücherei, die sich umgehend als Renner entpuppte. Mitrennen aller-





dings konnten auch in den Folgejahren nicht die Zahlen des Medienbestandes. 1962 waren es gerade einmal 85.000 Einheiten für 260.000 Bürger, die ihren Lesehunger in beinahe 330.000 Entleihungen entluden. Auch die Lesegewohnheiten änderten sich, mehr und mehr war Sachliteratur gefragt, die Stadtbücherei gewann zunehmend den Charakter eines Informationszentrums. Räumliche Enge allerdings und mehr noch eine beinahe hoffnungslos mangelhafte Medienausstattung mit einem großteils völlig überalteten Bestand ließen trotz riesigen Engagements des Teams um Thumser gegen Ende der sechziger Jahre die Ausleihzahlen deutlich zurückgehen. Die Strukturkrise des Reviers, hier bedrohlich spürbar mit der Schließung der Schachanlage Concordia, wirkte sich beinahe verhängnisvoll aus. Wie immer in schwierigen Zeiten ging es der Kultur an den Kragen. Im Theater wurden die Sparten Oper und kurz darauf Erwachsenenschauspiel abgeschafft. Der Anschaffungsetat der Stadtbücherei reichte kaum für die Bestückung eines Wohnzimmerregals.

Dennoch ging es nach Thumser's Pensionierung bald wieder auf-

Dr. Richter – Chef des Büchereiteams.

wärts. Heribert Hoffmann übernahm 1973 das von seinem Vorgänger enthusiastisch, von den politischen Entscheidungsträgern leider nur halbherzig bestellte Feld. Hoffmann kam mit besten bibliothekarischen Empfehlungen nach Oberhausen. Bibliothekarische Wunder zierten bis dahin seine beruflichen Stationen. Er war ein Schöngest mit Theatererfahrung und politisch scharfer Zunge, ein unermüdlicher kulturpolitischer Rebell, der es un-nachahmlich verstand, geistige und emanzipatorische Kultur- und Bildungsarbeit zu verschmelzen, der mit überkommenen Privilegien brach, die Verlängerung der Öffnungszeiten in der Stadtbücherei durchpaukte und binnen kürzester Zeit die Nutzerzahlen verdreifachte. Ohne Übertreibung muß man heute feststellen, daß die wesentlichen kulturellen Akzente der siebziger Jahre in unserer Stadt mit dem Namen Hoffmann immer wieder verbunden sind, daß sein endloser Ideenreichtum allerdings auch wahre Schweißströme auf die Stirn der Kommunalpolitik zauberte. Immerhin konnte er 1975 in den oberen Etagen eines Kaufhauses an der Wörthstraße, die für teures Geld

von der Stadt angemietet wurden, ein neues Domizil für die Zentralbücherei beziehen, in dem die Mitte der siebziger Jahre begonnene Büchereikrise endgültig zu den Akten gelegt werden konnte. Kaum im neuen Heim, richtete Hoffmann dort die Phonothek ein. Schallplattentitel reichten von der Klassik über die verschiedensten Stilrichtungen des Jazz bis zur Pop- und Rockmusik. Kinder konnten sich Märchen auflegen und Spiele ausleihen. Die Hauptstelle hatte ein eigenes Spielzentrum, bei ihrer Eröffnung sah man Hoffmann und den damaligen Kulturdezernenten Hermann Oesterwind am überdimensionierten Schach-Quadrat. Hoffmann spielte weiter auf Angriff. Ende 1976 konnte er mit der Neuanschaffung von 13.000 Medieneinheiten Rekord vermelden, wenige Monate später wurde die vorübergehend erlahmte Stadtteilbücherei Osterfeld als integrierte Schul- und Stadtteilbücherei eröffnet. 1978 wurden die Weichen für den Einzug der Elektronischen Datenverarbeitung ins kommunale Bibliothekswesen gestellt. Und in diesem Jahr wurde vom Rat der Stadt ein Büchereientwicklungsplan verabschiedet, der die finanziellen Voraussetzungen dafür schaffen sollte, daß bis zum Jahre 1987 die Zahl der damals 0,49 Medieneinheiten pro Einwohner auf 0,75 anwachsen sollte. Doch wo ein Wille bekundet wird, muß lange noch kein Weg gepflastert sein. Bis heute konnte die Planvorgabe nicht in einem einzigen Jahr auch nur annähernd erreicht werden. Unstrittig, auch das gehört hierher, war Hoffmann in den letzten Jahren seiner Oberhausener Zeit mehr und mehr frustriert, brachte seine Ideen im nur noch eher privaten Kreis vor, sah seine Kreativität zunehmend boykottiert von einer nicht bedingungslos kulturfrendlichen Politik.

Der nach seinem viel zu frühen Tod befürchtete Einbruch blieb aus, im Gegenteil: Dr. Ronald Schneider, der 1981 Hoffmanns Nachfolge antrat, sorgte alljährlich für eine so atemberaubende Entwicklung der Ausleih- und Nutzerzahlen, daß man – ungerechtfertigt – bisweilen den Eindruck frisierter Statistiken gewinnen konnte. Die Zuwachsraten wurden – Medienbestand ausgenommen – alljährlich in zweistelligen Prozentzahlen vermeldet. So registrierte das Stadtbücherei-Jahr 1986 trotz schon einige Zeit zuvor eingeführter Familienausweise mehr als 20.000 aktive Leser, die fast 900.000 Entleihungen vornahmen. Als unbequemer Pragmatiker ging Schneider da bislang nicht unbedingt Wege des geringsten Widerstandes. So konzipierte er, getrieben von einer nicht nur stadtweiten Rationalisierungseuphorie, eine Zentralisierung des Angebotes, liebevoll gewonnene, aber nicht mehr rationell arbeitende Zweigstellen in Vororten wurden geschlossen. Stattdessen baute Schneider ein bibliothekarisches Angebot auf Räder, 1981 wurde der erste Bücherbus in Betrieb genommen. Die rollende Literatur, zunächst ob der Zweigstellen-schließungen eher mit Haßliebe angenommen, entpuppte sich bald als echter Renner. Und spätestens mit dem Umzug der Zentrale 1985 ins Bert-Brecht-Haus wurde Schneiders Konzeption sichtbar, die die Priorität einer Stadtbücherei als Informationszentrum sieht. Die Angebote sind klar und übersichtlich gegliedert. Wo man dereinst reizvolle Irrwege durch ein verrauchtes Studierstübchen hätte vermuten mögen, wird heute auf Funktionsfähigkeit gesetzt. All denen, die von guten alten Bücherezeiten träumen, mögen da die Nackenhaare zu Berge stehen. Im Bücherbus – 1983 wurde ein komfortablerer fahrbarer Untersatz angeschafft – und den verbliebenen Domizilen (neben der

Hauptstelle die Zweigstellen Osterfeld, Sterkrade und seit kurzem die überaus erfolgreiche Gesamtschulbücherei Sterkrade-Nord) regiert mehrheitlich, den Bedürfnissen der Nutzer angepaßt, das Sachbuch. Schneider brachte die Bücherei – man mag dieses mit Argwohn betrachten, der Erfolg aber gibt ihm Recht – in Gleichschritt mit den Zeichen der Zeit, richtete beispielsweise mit großzügiger finanzieller Unterstützung der Stadtparkasse bestens „florierende“ Videotheken ein. Ihn aber nun ob seiner „modischen“ Konzeption auf die niedere Stufe der „sozialen Akzeptanz“ festzuschwören, dieses wäre sicherlich unangemessen. Den bildungs- und kulturpolitisch heute dringlicheren Auftrag seines Institutes denn je hat er durchaus verinnerlicht. Er muß sich aber auf dem schmalen Grat bewegen, an dem auf der einen Seite der Absturz in bildungsbürgerliche Kulturarbeit, auf der anderen Seite der in den banalen Zeitgeschmack drohen. So muß er, während der (finanzielle) Pleitegeier stets über der Stadtbücherei schwebt, bisweilen – grob verbildlicht – mit den Wölfen heulen, damit das Kulturgut Buch gefressen wird. Das eine oder andere kulturelle und bibliothekarische Magengeschwür wird ihn auf dieser

immer bedrohlichen Wanderung gewiß begleiten. Ihr Ziel aber ist die Vermeidung des Infarktes des Oberhausener Büchereiherzens. Ihm verordnet er über die „alltäglichen Grundnahrungsmittel“ hinaus immer wieder, teilweise an seinen Vorgänger anknüpfend, bibliothekarische Sonderinfusionen wie Begegnungen mit Autoren, Altbücher-Flohmärkte, Bibliotheksmessen oder – ebenfalls erst kürzlich – ein internationales Jugendbuch-Autorentreffen. Die Spritze allerdings zur langfristigen Lebensfähigkeit kann er zwar setzen, das Serum jedoch, sprich: Geld, müssen ihm die Politiker auffüllen. Er und sein rund 40 köpfiges Team, mehr noch die gut 220.000 Bürgerinnen und Bürger unserer Stadt haben es verdient. Der Rattenfänger von Hameln hatte es vergleichsweise leicht. Wie sehr müssen ihn die Leserattenfänger aus Oberhausen beneiden. Denn sie streiten nicht mit ekligem Getier, sie kämpfen für das wichtigste Kulturgut des Menschen, die Sprache. Wortreich und bucharm, leider. Nur: die audiovisuell dem Zustand der Verseuchung sich annähernde Gesellschaft gehört ausgebuht, wenn sie sich aus(Buch)t.

Der Bücherbus erreicht seine Leser „vor Ort“.



PFERDE UNTERWEGS

von Irmhild Piam

Es war rein äußerlich ein Flug wie jeder andere, als im vergangenen Jahr eine Boeing 747 in Köln Richtung Los Angeles startete. Nur die Fracht an Bord hatte es in dieser Kombination noch nicht gegeben. Wohl keiner der 340 Passagiere ahnte, daß in einem Teil des Jumbos 18 Pferde aus mehreren Ländern Europas mit über den Atlantik flogen. Untergebracht in Containern, bestimmt zum Einsatz für ein Turnier in Amerika. Der Mann, der für die sachgemäße Abwicklung des Fluges verantwortlich war, ist ein Spezialist für Pferdetransporte aus Sterkrade: Franz Rosendahl, seit 40 Jahren eng mit den Pferden verbunden, gilt heute als der größte Unternehmer Europas, der Pferde rund um den Erdball bewegt. In seinem Geschäft an der Holtener Straße dreht sich alles um die Vierbeiner, und auch ein Stück Privatleben des Franz Rosendahl wird von ihnen bestimmt. „Gebrüder Rosendahl Oberhausen“ – diese Firmenaufschrift auf den sieben Transportern sind heute am Rande der europäischen Turnierplätze ein Begriff.

An einem „heiligen“ Sonntag im Betrieb: Für Franz Rosendahl gibt es auch am Wochenende keine ruhige Stunde. „An zwei Dritteln des Jahres bin ich rund um die Uhr erreichbar“, sagt er. Soeben hat sich ein Fahrer nach Gelsenkirchen abgemeldet. Er bringt Traber zur Teilnahme am hochdotierten „Goldpokal“ zur Rennbahn. Ein kurzes Hupsignal: „Paris ist wieder zurück.“ An Bord des Transporters war der Spitzen-Traberhengst „Reado“, er war „gebucht“ für einen Flug von der

Seine nach Florida, wo er in einem internationalen Rennen die Farben der Bundesrepublik vertrat. Zwei Wagen sind bereits unterwegs nach Norddeutschland. Dort werden sie die Dressurpferde italienischer Reiter aufnehmen, die in Deutschland ihr Training beendet haben und nun zurück nach Mailand wollen. Und noch ein Auftrag „vor der Tür“: Pferdetransport zur Herbstjagd.

So ist das täglich, Räder rollen, Pferde unterwegs. Bei Rosendahl ist das Alltag, anstrengend, verantwortungsvoll, risikoreich. Denn die Vierbeiner, die sich der Sterkrader Firma als Passagiere anvertrauen, verkörpern mitunter Millionenwerte. Wie beispielsweise „Every way“, der gewinnträchtigste deutsche Traber (1,5 Millionen DM) im Besitz von Alwin Schockemöhle. Kürzlich unterwegs nach Amerika, Transportabwicklung: Rosendahl, Sterkrade. Sorgfältige Vorbereitung, akri-

bische Terminplanung sind die Voraussetzung für zufriedene Kunden, denn Pünktlichkeit ist in diesem Geschäft alles. Was bringt das beste Pferd, das erst die Rennbahn erreicht, wenn die Konkurrenz schon in den Startboxen steht.

Der Blick zurück auf die Anfänge: Da steht das Pferd im Bild, daneben der junge Pferdenarr Franz Rosendahl, der 1948 in den Sterkrader Reiterverein eintritt und dort eine reitsportliche Karriere begründet. Tätig in dem vom Vater Wilhelm gegründeten Futtermittelgeschäft an der Holtener Straße, steigt der junge Mann alsbald in den internationalen Springsport ein. Er wird Mitglied der deutschen Reiterequipe, reitet in Holland, Belgien, Frankreich und Österreich. Daraus erwachsen Transportprobleme für die Pferde, die per Bahn manchmal

Beginn einer Reise.





Pferde sind flugtauglich.

mehrere Tage auf Achse sind. Der Sterkrader Reitersmann läßt sich den ersten Motortransporter für sechs Pferde bauen und legt damit den Grundstein für sein Unternehmen.

Im zweiten Jahr nehmen schon Fritz Thiedemann und Hans-Günther Winkler die Dienste aus Sterkrade in Anspruch, im dritten Jahr fährt Rosendahl schon im Auftrag des Deutschen Olympischen Komitees

für Reiterei ins Ausland. 1964 tritt Bruder Wilhelm Rosendahl ins Geschäft ein, die Transporte werden auf internationale Ebene ausgedehnt. Bald wird die Firma einziger Vertragspartner des Deutschen Olympischen Komitees und übernimmt die Transporte zu allen internationalen Reitturnieren.

Der Fuhrpark wird vergrößert, insgesamt können nun 60 Pferde auf Reisen gehen. Erstmals werden Vierbeiner über die Straße in ferne Länder geschickt. Sechs Holsteiner Kutschpferde, bestimmt für die Hochzeit des Schahs von Persien, rollen auf einer Mammut-Tour nach Teheran. Es folgen Transporte nach Moskau, Kiew, Portugal, Madrid und nach Skandinavien. Auftraggeber sind auch ausländische Käufer, die zum stolzen Preis für das deutsche Pferd auch den kostspieligen Transport in die neue Heimat bezahlen können.

Erstmals kommt das Flugzeug als Transportmittel ins Gespräch. Und die Firma Rosendahl wird zum Pionier, als die Pferde fliegen lernen. Erster Fluggast wird „Fidelitas“, ein Springpferd aus dem Stall von H. G. Winkler. Das sensible Roß übersteht souverän den Probeflug über Düsseldorf und manifestiert die Vermutung: Pferde sind flugtauglich.

Zur Generalprobe wird ein erster Flug nach Helsinki. Ein aufregendes Experiment: In Amsterdam muß man erst einmal eine spezielle Pferde-Gangway bauen, um 18 Vierbeiner in die DC 8 der KLM zu bringen. Die Pferde werden an Bord in eingebauten Ställen untergebracht. Die Rösser sind zwar durch Medikamente beruhigt, dennoch hat der mitreisende Tierarzt die Vollmacht, bei Krawall an Bord den „Terroristen“ zu beseitigen. Nach 20 Stunden Flug und Zwischenlandungen fallen den Verantwortlichen, besonders bei Rosendahl, die Steine vom Herzen: Die fliegenden Rösser sind



Vierbeiner „checken“ sich ein.



wohlauf und haben wieder festen Boden unter den Hufen.

Heute sind Pferde als Flugpassagiere kein Abenteuer mehr. Hunderte überqueren jährlich den Atlantik. Sie stehen nicht mehr in den provisorischen Ställen, sondern sind in Containern einquartiert und werden per Hydraulik an Bord gehoben. Mit durchschnittlich einem Pfleger für zwei Pferde haben sie, wenn man so will, mehr Beistand als die zweibeinigen Passagiere. 1972 wird die Firma Rosendahl offizieller Spediteur für die Olympischen Spiele in München. Dem Sterkrader Unternehmen obliegt die Transportabwicklung aller Olympiapferde, rund 300 an der Zahl. Franz Rosendahl verbringt mehrere Wochen in München, Büros werden im Olympiadorf eingerichtet. Zu diesem Zeitpunkt steht die Firma im Zenit. Sie verfügt über zehn Spezialfahrzeuge und ist führend in Europa.



Franz Rosendahl, der sein Hobby zu seinem Beruf gemacht hat, auf seinem Gestüt in Königshardt.

Auch heute noch sind Europameisterschaften und Championate ohne den rollenden Einsatz des Sterkrader Unternehmens nicht denkbar. Für die kommende Olympiade in Seoul ist Rosendahl erneut ein ernsthafter Bewerber um den Transport der europäischen Pferde. Ein Transporter legt jährlich im Durchschnitt bis zu 160 000 km zurück. „Eine Fahrt nach Mailand, das ist für uns noch Nahverkehr“, sagt Franz Rosendahl, der heute von seinem 22-jährigen Sohn Michael geschäftlich entlastet wird. Da hat der Pferdenarr etwas mehr Zeit für seinen Traber-Stall auf der Rennbahn Dinslaken. 129 Rennen hat er selbst im Sulky mit eigenen Pferden gewonnen. Und da bleibt auch wieder Muße für die Ehrenämter, als da sind: Vorsitzender im Reit- und Fahrverein Sterkrade, zweiter Vorsitzender im Trabrennverein Dinslaken, Vorsitzender im Besitzer- und Züchterverein westdeutscher Trabrennpferde, Bundesvorsitzender des Deutschen Amateurfahrerverbandes. Rosendahl: „Die Pferde bestimmen meinen Tagesrhythmus, sie sind mein Leben.“



GEWERBEGEBIET NORD-OST

von Rolf Weihrauch

Schon etwas mehr als 20 Jahre alt ist das Oberhausener Gewerbegebiet „Nord-Ost“ in Königshardt mit seinen rund 55.000 Quadratmetern. Als es eingerichtet wurde, brannte uns Arbeitslosigkeit noch nicht so sehr unter den Nägeln, war die Erkenntnis, daß die Stadt ebenso wie das ganze Revier weg müsse von der Mono-Struktur mit Stahl und Kohle und die Ansiedlung kleiner und mittlerer Unternehmen sehr gemischter Branchen die einzig richtige Alternative sein konnte, noch nicht Allgemeingut.

Diese Erkenntnis einiger Experten wurde damals noch verkannt, obwohl es mit der ersten Kohlen-Krise und der Stilllegung der Zeche Concordia schon einen ersten sehr kräftigen Warnschuß gegeben hatte. Die Hoffnung auf eine Ausdehnung der Besiedlung Oberhausens gen Norden hin mit einer Anbindung von gesundem Klein-Gewerbe war damals noch nicht restlos geschwunden.

Für die Plazierung in Königshardt sprach außerdem, daß es ja noch keine Industrie-Branchen in unserer Stadt gab. Und schon gar keine, die die Industrie zu verkaufen bereit war.

Inzwischen sind dort zwei Komplexe entstanden. Im ersten „Anlauf“ ließen sich mit Unterstützung der Kommunalen Wirtschaftsförderung im Raum Revier-, Matzenberg- und Pfälzer Straße acht Firmen nieder, die heute rund 140 Mitarbeiter beschäftigen: die Eternit-Verarbeitung Thomas, die Schreinerei Velling, die Dachdeckerei Schlaut-

mann, die Fliesen-, Sanitär- und Keramik-Firmen May und Xylander, der Feinkost-Großhandel Küper, die Vereinigte Glas-Handels-Gesellschaft und das Transport-Unternehmen Richter.

Ein neuer Bebauungsplan schuf 1982 die Voraussetzung zur Erweiterung an der zwei Jahre später fertigen Verlängerung der Pfälzer Straße. Von neuen Grünflächen umgeben, haben sich hier inzwischen auf den 20.000 Quadratmetern vier Unternehmen mit gut 80 Mitarbeitern angesiedelt, die wir hier vorstellen. Mit vier weiteren Firmen aus den Bereichen Sicherheitstechnik, Sportartikel, Feinkost und Kfz-Service – sie sollen 70 Arbeitsplätze sichern oder neu schaffen – sind Kaufverträge geschlossen worden, die in diesem Jahr realisiert werden sollen.

Start im Wohnzimmer

Mit der Werkstatt in der Garage und dem Büro im Wohnzimmer be-

gannen vor gut sieben Jahren Hans-Jürgen Böke und das Ehepaar Ursula und Heinrich Walterfang eine Firma, die Schaltschränke baute. Ein Start ohne „Existenz-Gründer-Programm“ des Staates, überhaupt ohne Banken-Unterstützung. Das anfängliche „Basteln“ war erfolgreich. Schon 1983 mußte man größere Räume in der Schmiedstraße beziehen, zwei Jahre später noch größere in Heiderhöfen, die dann auch wieder nur gerade zwei Jahre reichten. Das gab den Ausschlag zum Umzug ins Gewerbegebiet „Nord-Ost“.

Auf rund 2300 Quadratmetern ist hier eine Halle von 600 Quadratmetern mit Lager und Werkstatt entstanden sowie ein Büro-Trakt von 200 Quadratmetern, der aufgestockt werden kann. „Es sieht im Augenblick durchaus so aus, daß wir von dieser Möglichkeit bald Ge-

H.-J. Böke und H. Walterfang.



brauch machen müssen“, erzählt Heinrich Walterfang; denn die Umsätze sind in den letzten Jahren ständig gestiegen, zuletzt um runde und satte 30 Prozent. Und das läßt auch auf Bedarf an mehr als die 33 Mitarbeiter hoffen.

Wesentlichen Anteil an diesem Aufschwung hat die Tatsache, daß die Firma, die inzwischen „Elektro-Anlagen-Bau“ (EAB) heißt, durch Lieferung von Schaltschränken unter anderem nach Bahrain und Saudi Arabien auch international einen Namen hat und Verbindung mit dem schwedischen Welt-Unternehmen „Kabeldom“ bekam. Die stellt so gut wie alles her, was mit Kabeln zu tun hat. In „Garnituren“ faßt sie das zusammen.

Für den Vertrieb solcher Kabel-Garnituren hat der „Neu-Königs-hardter“ seit 1984 die General-Vertretung für die Bundesrepublik übernommen und ein Netz von mittlerweile neun Stationen zwischen Nordsee und Alpen aufgebaut. Dieses Geschäft zu intensivieren, beteiligt sich die EAB seit vorigem Jahr an der internationalen Ausstellung „eltefa“ in Stuttgart, nachdem er vorher schon für seine eigenen Produkte auf der Dortmunder Elektro-Technik-Ausstellung gute Erfahrungen gemacht hatte.

Aufstieg mit neuen Strukturen

Ganz klein hat auch Helmut Walter 1970 angefangen. Im Haus der Eltern an der Hartmannstraße baute er ein paar Räume aus, um sein Wissen aus der Drucker-Lehre selbstständig zu „vermarkten“. Voll Optimismus kaufte er die erste Druckmaschine; aber so ganz wohl war ihm damals nicht in seiner Haut.

Zusammen mit seiner Ehefrau Monika schaffte er den Aufstieg. Zug um Zug erweiterte er seinen Maschinenpark. Dabei kam ihm sicher auch „zu passe“, daß in diesen Jahren die Drucker-Branche in einem totalen Struktur-Umbruch steckte. Die Elektronik hielt Einzug.



Und wer da nicht mithalten konnte, ging unter, „Offsetdruck Walter“ hielt mit.

Runde zwei Millionen Mark mußte er allein in die Maschinen investieren, die heute in seinem neuen Betrieb mit den 14 (Helmut Walter: „Mensch, ich hab’ den neuen Lehrling vergessen!“) Mitarbeitern auf den rund 3100 Quadratmetern an der Pfälzer Straße stehen, inzwischen drei Maschinen für Kleindrucksachen und zwei für Vier-Farben-Druck, alle – mit einer ganz erheblichen Speicher-Kapazität – automatisch gesteuert.

Hier ist so gut wie jede Druckformen-Herstellung einschließlich Fotosatz möglich, und hier gibt es auch eine Buchbinde-Maschine. „Wir können alles herstellen. Von privaten Kleindrucksachen und Broschüren über Vereins- und Geschäftsdrucksachen bis hin zu großen Katalogen und Werbeprospekten für Großmärkte und Versandhäuser“, erläutert Walter nicht ohne Stolz.

Die wirtschaftlichen Rahmen-Bedingungen von heute sieht er zwar als nicht gar zu rosig an, aber sich davon ins Bockshorn jagen zu lassen – das paßt so gar nicht zu ihm.

Wenig Energie für das Licht

Ums Licht ging es dem jungen Techniker Walter Jansen auch schon, als er 1973 seine Firma an der Kirchhellener Straße gründete. Sie

Helmut und Monika Walter.

befaßte sich aber auch mit Elektronik sowie Video-, Sprech- und Alarm-Anlagen. Reichte damals noch ein kleines Häuschen aus, mußte er zwei Jahre später größere Räume suchen. Er fand sie vorübergehend am Postweg. Jetzt ist er in die „Heimat“ zurückgekehrt. Gleich gegenüber von seiner ersten Station hat er an der Ecke Pfälzer Straße von der Stadt das 2000 Quadratmeter große Grundstück erworben, auf dem inzwischen eine Halle von 1000 Quadratmetern mit Lager und riesigen Ausstellungs-Möglichkeiten, Büros sowie zwei Betriebs-Wohnungen steht.

Neue Licht-Techniken kamen so um 1980 auf. Walter Jansen hielt da auch aktiv mit. Er entwickelte einige Spezial-Leuchten und konzentrierte sich auf die Anwendung von Leuchten und Lampen, die Energie sparen. Das fand damals angesichts ständig steigender Energie-Preise immer größeres Interesse.

Seine Umsätze profitierten davon prächtig, und zusammen mit Ehefrau Hildegard gründete er sein Unternehmen um in die „Licht-System-Handel GmbH“, die inzwischen rund 20 Mitarbeiter hat und sicher ist, daß es bald mehr sein werden.

In den Ausstellungsräumen zeigt Jansen mehr als 30 verschiedene Decken-Systeme mit Spezialleuch-



Walter und Hildegard Jansen.

ten in der Anwendung ihrer vielfältigen Funktions-Möglichkeiten. Außerdem kann er hier seinen Kunden praxisnah demonstrieren, welches Licht in welcher Stärke und Färbung einen Gegenstand in Schaufenster oder Vitrine besonders effektiv herausstellt.

Ganz besonders stolz ist Walter Jansen auf sein jüngstes Tüftler-Kind: einen „Niedervolt-Strahler in Duo-Version“. Der spart nämlich enorm beim Strom-Verbrauch und reguliert seine Strahlen-Stärke ebenso automatisch, wie er sich bei Bedarf selbständig aus- und einschaltet.

Sicherheit für gefährliche Fracht

Heinz Lindenau war der erste, der sich im Gewerbegebiet Nord-Ost mit seiner Fahrzeugbau GmbH niederließ. Das war schon Ende 1984, als sein Unternehmen gerade erst den dritten Geburtstag hinter sich hatte. Mit der Idee, Spezial-Trans-

porter mit ganz besonderen Anforderungen an die Sicherheit zu bauen, war er just zu der Zeit in eine Marktlücke gestoßen, als die große Diskussion über Umweltschutz immer heftiger wurde. Und mit dieser Spezialität liegt der 37-jährige Diplom-Wirtschaftsingenieur auch heute noch goldrichtig.

Nach Banklehre und Studium mit Schwerpunkt Maschinenbau arbeitete der gebürtige Hamburger in der Spedition seines Schwiegervaters, mietete bei ihm an der Matzenbergstraße die ersten Räume für die Selbständigkeit.

Natürlich war da alles schnell zu klein; denn Lindenau brauchte viel Platz. Schließlich baut und montiert er seine Fahrzeuge für die Kunden zwischen Hamburg und

Heinz Lindenau.



Freiburg komplett selbst – und manchmal natürlich auch mehrere gleichzeitig. Vom nötigen Platz für Reparaturen gar nicht zu reden.

Alles das ist aber jetzt gut und ausreichend möglich auf dem 4200 Quadratmeter großen Grundstück. Ein Büro-Trakt von 340 und die Produktions-Halle mit 500 Quadratmetern nehmen sich da sehr kompakt aus. Zehn Mitarbeiter und fünf Lehrlinge beschäftigt er hier.

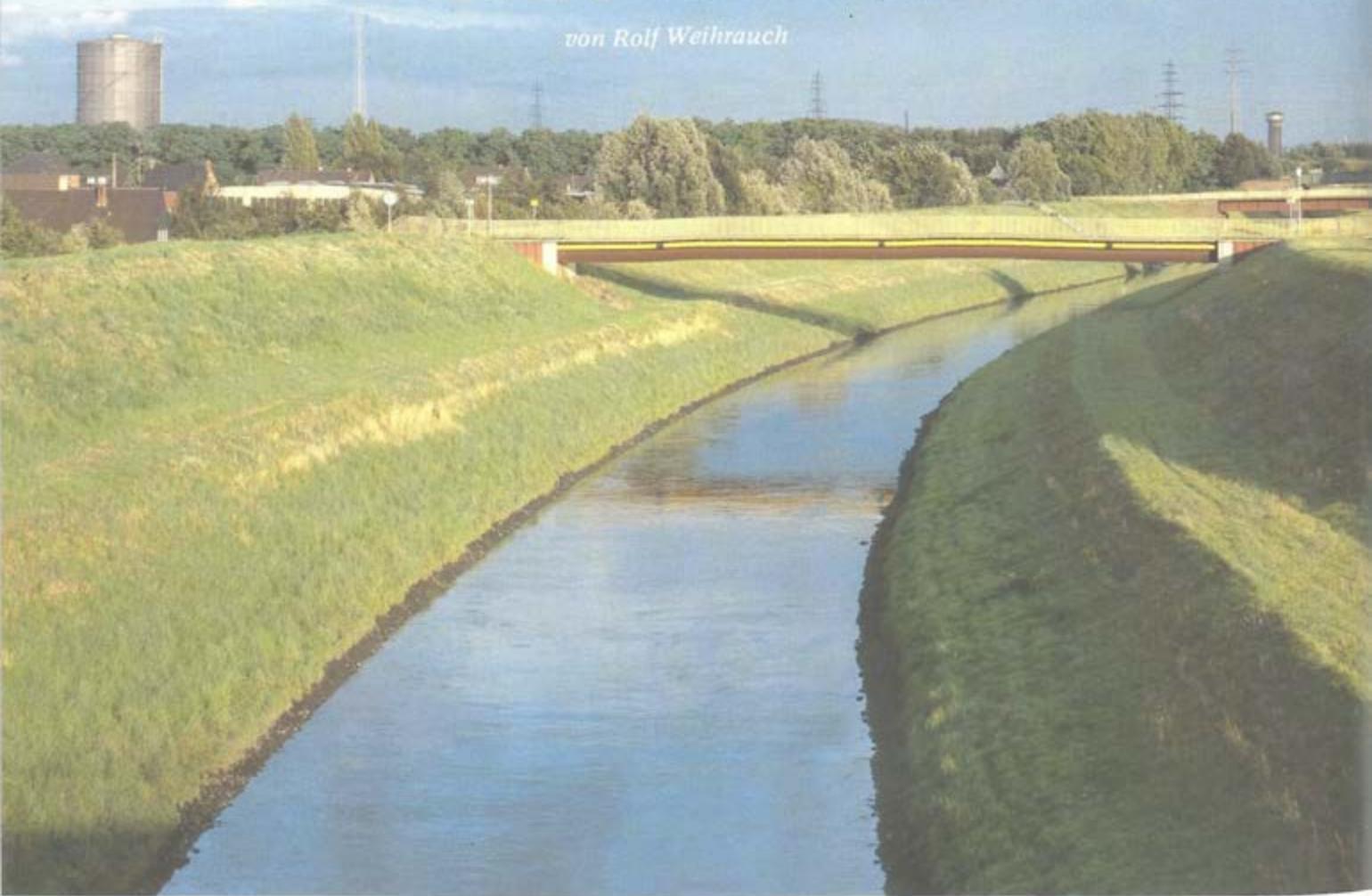
Fahrzeuge für den Transport insbesondere gefährlicher Güter stehen im Mittelpunkt seines Programms. Klar, daß da das Bemühen um Sicherheit für ihn im Vordergrund steht. Da hat er schon eine ganze Menge neuer Entwicklungen auf den Markt gebracht, um Unfälle und Schaden für die Umwelt durch Säuren und Öle, Laugen, Gase und Fette zu vermeiden. Vor allem für die Spediteure chemischer Güter ist er ein gefragter Name.

Da hat er Rollbügel und Ramm-schutz-Einrichtungen für die Tank- und Container-Fahrzeuge entwickelt sowie pneumatische Ventile, die es dem Fahrer erlauben, das Be- und Entladen außerhalb einer eventuellen Gefahrenzone zu steuern. Der Zentral-Verband Karosserie- und Fahrzeug-Technik hat solches Bemühen mit dem Entwicklungs-Preis „Das Goldene Rad“ anerkannt.

Neueste Entwicklung, auf die es inzwischen auch ein Patent gibt: ein Tankfahrzeug mit eingebauter Reinigungs-Anlage. Die arbeitet nach dem Entladen automatisch und auf dem Weg zum nächsten Kunden. Am Ziel ist der Tank absolut sauber und kann sofort neu beladen werden. Die Reinigungs-Flüssigkeit läuft inzwischen in einen Behälter, der in Form eines Schlittens unterhalb des Tanks vor den Achsen montiert ist. Heinz Lindenau hat ihm einen lustigen, aber treffenden Namen gegeben: „Känguruh-Beutel“.

DIE EMSCHER ENTSORGT DAS REVIER

von Rolf Wehrauch



In Holzwickede – nicht weit vor den östlichen Toren Dortmunds – liegt die Quelle der Emscher. Ein munteres Bächlein wie manches andere auch, das von rechts und links andere Wässerchen aufnimmt, ein Fluß wird und dann irgendwo in einen Strom mündet. Wenn die Emscher im Rhein ankommt, hat sie so gut wie allen Dreck aus den Städten Dortmund, Castrop-Rauxel, Herne, Recklinghausen, Bochum, Gelsen-

kirchen, Essen, Gladbeck, Oberhausen und Duisburg aufgenommen. Das ist ein Gebiet von rund 865 Quadratkilometern. Über 2,3 Millionen Einwohner gibt es hier und – immer noch – jede Menge Industrie. Da kommt allerhand zusammen. Das alles ist nur zu verkraften, weil es die Emschergenossenschaft gibt, die – nicht zuletzt wegen des „Kläwerks Emschermündung“ im Norden unserer Stadt – für Oberhausen

eine ganz wesentliche Bedeutung hat.

Auslöser war – wie so vieles bei uns – der Bergbau. Nicht nur, weil er Menschen anlockte, Dörfer zu Städten werden ließ, sondern auch weil sich der Boden da senkte, wo er Kohle abbaute. Die Emscher fand bald kein natürliches Bett mehr, versumpfte in einer Bodensenke hier und in einer weiteren dort. Fäkalien und Industrie-Müll setzte



28.10.3
27/5

Bergsenkungen und Hochwasser forderten den Bau von 96 Pumpwerken.

Emscher und Rhein-Herne-Kanal trennen die Stadt von West nach Ost.



sich ab: Seuchengefahr für das immer dichter besiedelte Gebiet!

Im Dezember 1899 trafen sich in Bochum Vertreter alleranliegenden Gemeinden, des Bergbaus und der übrigen Industrie zur gemeinsamen „Regelung der Vorflut und zur Abwässerreinigung“. Im Juli 1904 gründete das Land Preußen per Gesetz die Emschergenossenschaft.

Inzwischen ist aus der Emscher und ihren Nebenbächen ein Entwässerungs-Netz von 354 Kilometern geworden, ausreichend ausgebaut, um auch bei Hochwasser und stärksten Regenfällen der Fluten Herr zu werden. In vielen Fällen mußten die Wasserläufe vertieft oder wie Polder über das normale Niveau der Umgebung gehoben werden; denn der Bergbau sorgt immer noch für Bodensenkungen.

Ein Gefälle, das ein normales Abfließen möglich sein läßt, ist längst

nicht mehr vorhanden. Also mußten in mehr oder minder kurzen Abständen 96 Pumpwerke gebaut werden, mußte die Mündung der Emscher in den Rhein schon zweimal verlegt werden.

Parallel zu den Schwierigkeiten „mit dem Abfließen“ gab es immer mehr Sorgen um den „Dreck“ im Wasser. Am Anfang standen zahlreiche mechanische Kläranlagen in den Großstädten. Das reichte bald nicht mehr aus. Allein gegen die Belastung aus den Kokereien hat die Emschergenossenschaft mittlerweile sieben Anlagen zur Entphosung gebaut.

Die erste biologische Kläranlage am Rhein entstand dann 1965 mit dem „Klärwerk Kleine Emscher“ an der zweiten Rheinmündung. „Klein“ war auch ihr Wirkungsgrad. Sie schaffte gerade den Abfall für die 200.000 Einwohner ringsum.



Klärwerk Emschermündung.

Zu den größten seiner Art in der ganzen Welt – nicht nur wegen seiner äußeren Maße von 75 Hektar – gehört das „Klärwerk Emschermündung“ im Städte-Dreieck von Oberhausen, Dinslaken und Duisburg, das 1974 mit seiner mechanischen, zwei Jahre später mit der biologischen Stufe in Betrieb ging und Modell-Charakter für inzwischen viele andere ähnliche Einrichtungen in aller Welt hat.

Durch ein Wehr geht es zuerst in den mechanischen Teil: bis zu 30 Kubikmeter Wasser pro Sekunde. Die sperrigen Teile werden abgefangen, in ersten Becken sinken Sand und ähnliche Stoffe ab. In Vorklär-

becken setzen sich leichte Schmutzstoffe nach unten, Fette und Öle nach oben ab.

Über drei Pumpwerke geht das Wasser dann in die „Belebungs-Becken“ der biologischen Stufe. Mikro-Organismen, ausreichend mit Sauerstoff „versorgt“, bauen weitere Verunreinigungen ab. Und weil das stinkt, sind die 60 Becken mit einer Zelt-Konstruktion abgedeckt.

Übrig bleibt ein Schlamm-Gemisch, das noch einmal nachgeklärt und immer dickflüssiger wird. Der Schlamm wird in eine zentrale Verarbeitungs-Anlage nach Bottrop gepumpt, rund 600.000 Tonnen pro Jahr. Ein großer Teil wird, unter

hohem Druck „gekocht“, im RWE-Kraftwerk Essen-Karnap zur Erzeugung von Strom und Fernwärme verwendet, ein Teil geht in die Zement-Industrie.

Das so bei uns geklärte Wasser fließt dann – über eine Turbinenstation und damit Strom erzeugend – in den Rhein. Da soll es wieder „fast Trinkwasser“ sein. Wesentlich besser soll es aber auch östlich des Klärwerks werden. Mindestens was die Gerüche angeht, über die sich Anwohner vor allem in Buschhausen immer wieder beklagen. Ein erster Schritt dorthin ist eine Sauerstoff-Begasungs-Anlage, die seit 1979 in Betrieb ist.

WILLY JÜRISSEN

OBERHAUSENER FUSSBALL- IDOL FÜR GENERATIONEN

von Frank Lamers



Willy Jürissen? Der wird Ihnen 'was erzählen. Der Mann, was der erlebt hat, der wird reden wie ein Wasserfall, der erzählt abendfüllend. Wenn Willy Jürissen erst einmal in der großen Kiste mit den Anekdoten gräbt und eine Erinnerung um die andere ans Tageslicht befördert –, da kommt schnell 'was zusammen.

Natürlich: Schließlich ist Willy Jürissen der bekannteste Oberhausener Fußballer. Im Mai ist er 75 Jahre alt geworden, ist schon lebende Legende, ein Denkmal, das in unserer Stadt so schnell kein Kicker vom Sockel schießen wird. Er hat im Tor von Rot-Weiß die Bälle weggefangen wie die lästigen Fliegen. Und sein Abstoß ..., davon schwärmen sie heute noch an den Theken. Wenn der Rauch sich zu dahintreibenden Schwaden verdichtet und der Überschwang die Erzählenden erfaßt, dann stieben die Funken des Erfundenen. Bei Willy Jürissen, da muß nicht erfunden werden, das kann man nachlesen in den Tages-

Artikeln der begeisterten Zeitungsschreiber, in den Berichten derer, die den Sport zwischen zwei Pappwände gepreßt haben. Für die Nachwelt. Nur, als wir uns treffen, zieht Willy Jürissen an seiner großen Zigarre, lehnt sich zurück in sein Sofa und sagt, es sei ja schon so viel geschrieben worden. Eigentlich sei ja alles schon geschrieben worden.

Stimmt: Daß Oberhausens erster und bisher erfolgreichster Fußball-Nationalspieler zwischen 1935 und 1939 sechsmal in Deutschlands Aus-

W. Jürissen mit M. Schmeling und W. Kress.



wahl stand, das kann in der „Wiege der Ruhrindustrie“ (wahrscheinlich) auch heute noch der RWO-Kleinst-Kicker nachbeten, der gerade den F-Jugend-Hosen entwachsen, seine Biene-Maja-Kinderzimmertapete zum Leidwesen der Eltern mit dem Poster von der großen Wiedervereinigung Thon und Toni ziert. Aber wissen die Leute denn auch, daß Willy Jürissen in Alstaden auf der Kaiserstraße geboren wurde? Dann auf der Rosenstraße gewohnt hat, dann auf der Gustavstraße, dann auf der Güterstraße ...?

Wenn sich heute jemand um die Popularität des Fußballspiels sorgt, sollte er sich fragen, warum es in den Ohren der Fans nicht klingelt, wenn – zum Beispiel – der Kicker aus dem fernen Solingen unter dem schrägen O. seine Brötchen verdient, aber nie auf der Marktstraße anzutreffen ist, warum das Herz nicht überquillt, wenn der Fußballtreter nur zum geschäftlichen Auftritt Stutzen und Leibchen trägt, ansonsten aber ganz den kra-



Willy wieder mal Sieger.

wattenen Businessman mimt, der schon in jüngsten Jahren Bescheid weiß übers Leben und – zum Beispiel – über die Verdienste, die ein Handwerker hat und haben sollte.

Willy Jürissen hat aus Freude am Sport den Sport betrieben. Als Schüler ging er zur Viktoria und trat das Leder; beim OTV betrieb er Leichtathletik und Handball; geboxt hat er beim BC Ringfrei: „Aber das habe ich drangegeben“, erzählt er, als er dann doch ins Erzählen gerät: „Das war dann zuviel.“

Ab 1931 war dem Klasse-Keeper dann für Rot-Weiß nichts mehr zuviel. Bei der Spvgg. Oberhausen-Styrum stand er zwischen den damals noch hölzernen Pfosten, aber das Kleeblatt, das trugen sie auch in jenen Tagen schon: „Das Kleeblatt“, sagt Jürissen mit Nachdruck: „Das Kleeblatt, das war schon immer da.“ Als Willy Jürissen 70 Jahre alt wur-

Auch Islands-Jugend von deutschem Keeper begeistert.



de, da bemerkte NRW-Staatssekretär Dr. Heinz Nehrling: „Bayreuth ohne Wagner wäre nicht Bayreuth, Gelsenkirchen ohne Schalke 04 wäre nicht Gelsenkirchen und Oberhausen würde manches fehlen, gäbe es nicht Rot-Weiß.“ In diesem Sinne meinte er wohl auch Torwart Willy Jürissen. Vielleicht ist er, weil er so dachte, auch nach der Wahl des Stadtsporthundes der „beliebteste Oberhausener Sportler aller Zeiten“. Weil er heimatverbunden blieb (auch wenn es ihn in die Ferne zog: siehe unten), und weil er die überragende Leistung brachte. Wenn Willy Jürissen, der Torwart mit der abgebrochenen Boxerlaufbahn, durch den Strafraum preschte, dann zogen die Stürmer die Köpfe ein. Er war der Herrscher des Strafraums, aber er war auch einer, der das Keeper-ABC in den Feinheiten anwenden konnte: Er zielte in den Lauf der Stürmers, und, wie von einer Schnur gezogen, flog das Leder eine pfeilgerade Bahn. Er drosch

den Ball in den gegnerischen Strafraum und bei einem Gastspiel im Sauerland flog der Ball per Drop-Kick in die Maschen des gegnerischen Tores. Kein Problem für Willy.

„Nerven muß man haben“, bringt er sein Erfolgsrezept auf einen schlichten Nenner. Deshalb mußte er auch ran, wenn es darum ging, den gegnerischen Torsteher zu überlisten. Bei Elfern war es Jürissen, der über den Platz eilte, sich die Kugel zurechtlegte und dann –, natürlich verwandelte. Bücher, die ihn (und seine gleichrangigen Torwartkollegen wie Janes, Zamorra etc. beschreiben) sind zum Beispiel „Akrobatik zwischen den Pfosten“ betitelt. Bei Willy Jürissen wird nicht erwähnt, daß er, wenn Not am Mann war, auch im gegnerischen Strafraum Fuß anlegte. Hier muß die Geschichtsschreibung des Ballsports wohl noch eine Lücke auffüllen.

Einen Starkult wie den um den kurz geratenen Argentinier Mara-

1936 Aufstieg zur Gauklasse: v. l. n. r. Johann Solzbacher, Heinz Böhmfeld, Willy Jürissen, Anton Schwaiger, Robert Schröder, Josef Gipka, Werner Günther, Willy Overkamp, Hermann Rütter, Männi Sommer, Walter Mlezak.





Vor imposanter Kulisse . . .

donna gab es seinerzeit noch nicht, aber bejubelt haben die Anhänger des glücklichen Kleeblatts Leistung schon. Und im Niederrheinstadion waren das reichlich Fans, die den energischen Torwart mit ihren Rufen auf seinen Wegen durch die Luft begleiten konnten, schließlich: „Wir hatten natürlich mehr Zuschauer als heute, wir standen ja auch immer oben.“ Ganz oben war er, als sie 1936 zu Olympia nach Berlin reisten: „Das war das Schönste überhaupt. Wir waren hoher Favorit und sind dann aber gegen Norwegen ausgeschieden. Erst war die Nieder geschlagenheit groß“, erzählt er,

Mit Jupp Gauchel und Jesse Owens 1936 in Berlin.



und daß es ihm auch etwas bedeutet hätte, in dieser Auswahl zu stehen, zu den besten Kickern zu gehören. Die Niederlage gegen die Nordländer bedeutete für Willy Jürissen allerdings nur das sportliche Aus. Die Olympischen Spiele hat er in vollen Zügen genossen. Er hat den damaligen Super-Star, der den nationalsozialistischen Herren-Rassisten so wenig in ihr „Reinheitskonzept“ paßte, kennengelernt, Jesse Owens, den Super-Läufer, und das, so Jürissen, das sei schon ein Erlebnis gewesen: „Es war damals einfach prima im olympischen Dorf.“

Noch heute denkt er gerne an die Fahrten mit der Nationalmannschaft, denn wenn ihm der Sport auch nicht die kaum überschaubaren Geldgebirge der Rasen-Auslese der Jetzt-Zeit vor die Nase setzte, es wurde den Auswahlteams der Staaten doch viel geboten. Land, Länder und Leute hat der Keeper kennengelernt: „Ich wußte gar nicht, wo Island war, ich mußte erstmal auf den Globus schauen“, erinnert er sich und fügt an, als sei es in seinem Reisegedächtnis so unmittelbar miteinander verknüpft, daß es nur gemeinsam zu berichten ist: „Und gek... habe ich bei der Überfahrt wie ein Reiher.“ Das aber hindert den Oberhausener nicht, sich die Sendungen, die das deutsche Fernsehen über die kleine Insel weit draußen im Meer ausstrahlt, anzuschauen. Mit der Begeisterung dessen, der selbst gesehen hat, der wiedersehen

will, vielleicht mehr hören will über das, was nur als Bild in seiner Erinnerung aufgenommen ist.

Die Jahre, in denen Willy Jürissen Fußball spielte, waren nicht Jahre, die allesamt sattsam genossen werden konnten. Wer 1935 sein erstes Länderspiel machte (in Luxembourg), der durfte schon nicht mehr hoffen, eine lange und nur durch Trainervotum unterbrochene Serie „hinzulegen“. 1939 gipfelte die Entgrenzungsphantasien im Krieg, in einem „Scheiß-Krieg“, wie es Jürissen heute sagt: „Da darf man gar nicht dran denken. Das hat einem die schönsten Jahre geraubt.“ – Trotzdem: Auch während des Weltkrieges stand er zwischen den Pfosten, spielte für den LSV Hamburg und den Gau Nordmark, wurde in die Nationalelf berufen, die mit ihm 1:1 gegen Spanien spielte. Die Gastgeber in Barcelona feierten den kantigen Deutschen als zweiten Zamorra.

Als der Krieg zuende war, kehrte er zurück zu Rot-Weiß, heftete sich das Kleeblatt übers Herz und errang mit „seiner“ Mannschaft zwei Niederrheinmeisterschaften. „Stolz“ sei er auf diese Meisterschaften, sagt der, der die Fußballhandschuhe später beiseite legte, um als Trainer dem Fußball eng verbunden zu bleiben. 1947 und 1948 war er auf der Sporthochschule zu Köln, aber er hätte es nicht geschafft, „wenn meine Frau Helena nicht hamstern gegangen wäre“. Überhaupt, ihr, seiner Frau, hat er viel zu verdanken, wenn sie nicht gewesen wäre, dann hätte er das alles nicht machen können, sich eine berufliche Existenz als städtischer Angestellter, als Gastwirt und Zigarrenhändler aufbauen und so ganz nebenbei auch dem Sport frönen.

Sie ist verstorben, vor wenigen Monaten. Und dann sagt er ein zweites Mal während unseres Gesprächs: Scheiße. Und pafft, raucht seine Zigarre. Und schweigt.

DIE STERKRADER FRONLEICHNAM'S KIRMES

Text und Fotos:

Susanne Hüsken-Frambach

Schon ca. 2 Wochen vor Beginn werden die Vorboten der Kirmes für die „Einheimischen“ spürbar.

Die ersten Wohnwagen rollen in die City.

Denn die Besonderheit der Sterkrader Fronleichnamskirmes ist ihre Einbettung in den Stadtkern.

Jedes freie Fleckchen der City füllt sich allmählich mit Buden, Ständen und Karussells.

Dazwischen drängen sich die Wohnwagen der unzähligen Schau-stellerfamilien. Dicke Strom- und Wasserkabel verlaufen durch den gesamten Stadtbereich. So wird der tägliche Lebensmitteleinkauf für manchen Sterkrader Bürger zum Hindernislauf.

Nicht nur die Fußgänger spüren die Veränderung durch die Sterkrader Fronleichnamskirmes; während der Kirmestage ist die gesamte Innenstadt für den Straßenverkehr gesperrt. Parkplätze werden für die Anlieger zur Rarität.

Aber das nimmt jeder Sterkrader – im Hinblick auf das bevorstehende Ereignis – gern in Kauf.

Einen Tag vor Beginn des Volksfestes wird der traditionelle „Kirmesheiligabend“ von den Einheimischen gefeiert.

Nach dem obligatorischen Rundgang über die noch ruhende Kirmes

werden die Kneipen im gesamten Sperrbezirk bevölkert. Es wird bis zum Morgengrauen gefeiert, denn auch schon am „Kirmesheiligabend“ ist die Sperrstunde – wie an den kommenden fünf tollen Tagen – aufgehoben.

Mit Spannung werden auch die „Ehemaligen“ erwartet, die zu „Kirmesheiligabend“ in ihre nordrhein-westfälische Geburtsstadt anreisen,

da sie sich der Faszination der Sterkrader Fronleichnamskirmes nicht entziehen können.

So werden alljährlich zur Kirmeszeit viele alte Freundschaften aufgefrischt.

Nicht nur die Erwachsenen erwarten die Kirmes mit Vorfreude.

So manchen Eltern und Großeltern wird das Versprechen für eine Karussellfahrt und das Kirmesgeld schon Tage vor Beginn der Kirmes abgerungen.





Den größeren Kindern und Jugendlichen beschert die Sterkrader Fronleichnamskirmes eine zusätzliche Freude: Am Freitag ist nach der zweiten Stunde „kirmesfrei“.

Nach dem offiziellen Beginn der Kirmes am Fronleichnamsmorgen bleibt in den meisten Haushalten der Herd kalt. Gegessen wird, was die Kirmesküche zu bieten hat.

Während der Frühschoppen am Donnerstagvormittag nicht auf ein spezielles Publikum beschränkt ist, ist der Freitag für Senioren reser-

viert. Der Oberbürgermeister der Stadt Oberhausen Friedhelm van den Mond, lädt hierzu persönlich ins große Festzelt ein.

Die Sterkrader Fronleichnamskirmes erwartet für fünf turbulente Tage ihre Gäste. Laut Schätzungen der Stadt sind es 500 000 Besucher, die den zirka 330 Schaustellern auf einer Strecke von 2,5 km 1,5 Millionen DM Umsatz bescheren. Damit ist die Sterkrader Fronleichnamskirmes das größte Volksfest am Niederrhein.

Hinter diesen nüchternen Zahlen verbirgt sich viel Arbeit.

Der Mann, der die fünf turbulenten Tage von Sterkrade organisiert, ist Friedhelm Rebel, Leiter des städtischen Ordnungsamtes. Souverän meistert er mit seinem Team seit nunmehr 19 Jahren die Mammutorganisation der Sterkrader Fronleichnamskirmes.

Dabei ist es sicherlich nicht einfach, alle Interessen unter einen Hut zu bringen. Denn welcher Schausteller möchte nicht seine Attraktion am gewinnträchtigsten Standort und seinen Wohnwagen am stillsten Fleckchen von Sterkrade wissen.

Neben der Standplatzvergabe muß Friedhelm Rebel mit seinen



Mitarbeitern für die Strom- und Wasserversorgung, die Sonderverkehrsregelung, die Straßenreinigung, die Werbung und und und ... sorgen.

Allergrößten Wert legen die Oberhausener Ordnungshüter auf eine reelle Geschäftsführung der Sterkrader Kirmesleute: Hygiene- und Lebensmittelvorschriften der zahlreichen Imbißbuden etwa werden genauso überwacht, wie die bautechnische Korrektheit der Fahrbetriebe.

Geschichte der Kirmes

In einem „Verzeichnis der mit öffentlichen Tanzlustbarkeiten verbundenen Festlichkeiten“ aus dem Jahre 1889 des Landratsamtes Dinslaken ist vermerkt, daß die Festlichkeiten am Fronleichnamstag in Sterkrade seit „undenklichen Zeiten“ begangen werden. Nachforschungen im Stadtarchiv, in den Büchereien der Pfarrgemeinde St. Clemens und in anderen Archiven haben allerdings nicht klären können, in welchem Jahre die Sterkrader

Fronleichnamskirmes zum ersten Male stattgefunden hat. Der Ursprung dieser Kirmes – ursprünglich Kirchweihfest – jedoch ist im 13. Jahrhundert zu suchen. Im Jahre 1281 erhielt nämlich die Clemenspfarre in Sterkrade den Namen Pfarrkirche, weil sie einen Anteil an der Klosterpfarre besaß. Etwa um die gleiche Zeit wurde das Fronleichnamsfest von Belgien ausgehend über Köln in Deutschland übernommen und wird seit dieser Zeit auch in Sterkrade gefeiert.



Am Fronleichnamstag wurde neben der Feier auch ein Markt abgehalten. Es ist urkundlich belegt, daß die Sterkrader Bauern 1851 für den 7. November eines jeden Jahres einen zweiten Schweinemarkt mit der Begründung forderten, der bestehende Viehmarkt am Fronleichnamstag liege für die Kleinbauern zu ungünstig. Der äußere Schmuck des Tages und die Zahl der Besucher legten eine Verbindung mit dem Markt nahe. Mit dem allmählichen Rückgang des wirtschaftlichen Anlasses, der sonst die Veranstaltung begünstigte, verlor der Brauch jedoch an Beliebtheit. Dafür standen sodann der kirchliche Anlaß und die damit verbundene Feststimmung. Es wurden Gäste empfangen und bewirtet, so daß die Sterkrader Fronleichnamskirmes bis heute ein Volksfest geblieben ist.

Das fahrende Volk

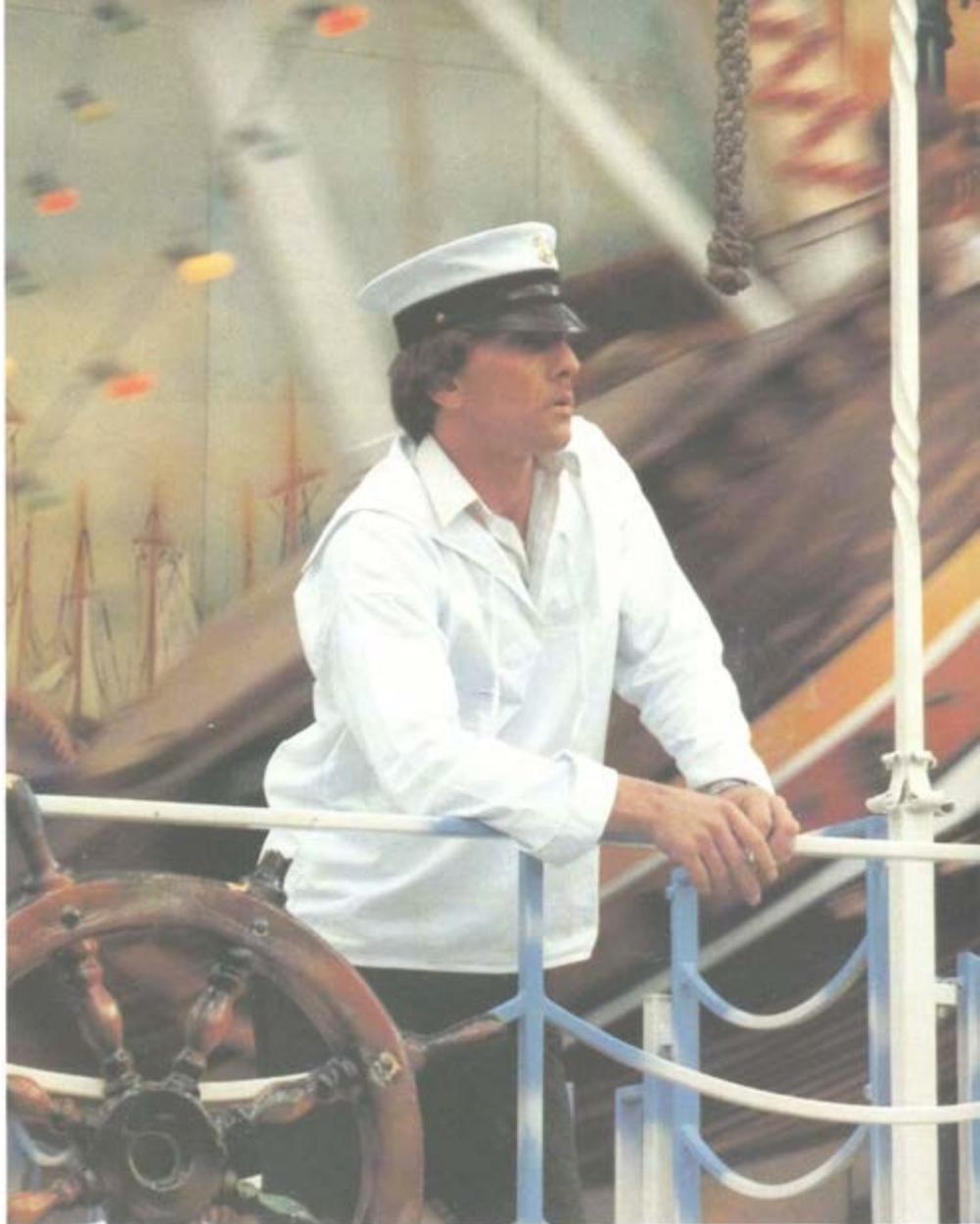
Seit dem Mittelalter ist das fahrende Volk nicht mehr von den Märkten wegzudenken. Diese „Fahrenden“ waren ursprünglich sogenannte „unehrliche Leute“, eine Aussage, die zunächst nicht ihren Charakter, sondern ihre Standeslosigkeit betraf.

Aufgrund dieser Standeslosigkeit verachtet, waren sie bis ins 13. Jahrhundert vogelfrei, d. h. sie waren anderen auf Gedeih und Verderb ausgeliefert und konnten sogar straffrei getötet werden.

Die soziale Gleichstellung der „Fahrenden“ erfolgte erst allmählich im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts. Doch bis heute stehen Teile der Bevölkerung den Schaustellern kritisch gegenüber.

Dennoch geht von ihren Darbietungen schon immer eine Faszination aus, der sich kaum jemand entziehen kann.

Die Darbietungen, die das Publikum früher begeisterten, waren anderer Art als heute. So fand sich früher auf dem „Kleinen Markt“ zur Fronleichnamskirmes stets ein offener Zirkus mit Hochseiltänzern ein.



Im Mittelalter begeisterten Liliputaner, Schwert- und Ringkämpfer, starke Männer, die Eisen biegen konnten oder es mit mehreren Pferden zugleich aufnahmen, die Zuschauer.

Staunend drängten sich die Besucher vor Menagerien, in denen exotische Tiere wie Affen, Bären, Kamele oder Schlangen zur Schau gestellt wurden. Nach dem 2. Weltkrieg eroberten die modernen Fahrgeschäfte allmählich die Kirmes.

Zwar wurden noch „menschliche Raritäten“ oder Akrobaten zur Schau gestellt, dennoch durfte das Kettenkarussell auf keinem Jahrmarkt fehlen.

Technische „Wunder“ ermöglichen es, ihre Fahrgäste immer schneller, höher und weiter zu schleudern.

Die Sterkrader Fronleichnamskirmes bildet hier keine Ausnahme.

Die Fahrlustigen finden auf dem Rummelplatz abenteuerlich anmu-



tende Konstruktionen namens „Sky Flyer“, „Happy Monster“, „Moonranger“ oder „Wellenflieger“.

Die Mutigen unternehmen eine Achterbahnfahrt. Die bis zu 100 km/h schnellen Talfahrten durch enge Kurven sind nichts für schwache Nerven, und so mancher Fahrgast stößt hier an die Grenzen seiner körperlichen Belastbarkeit.





Am Ende der Talfahrt muß der Ärmste damit rechnen, wenn er kalkweiß und mit schlotternden Knien den Waggon verläßt, von Schaulustigen hämisch belächelt zu werden.

Eigens zu diesem Zweck hat sich eine Menschentraube angesammelt; denn Schadenfreude ist bekanntlich die schönste Freude.

Abenteurer, die eine Runde auf der Achterbahn ohne Schäden

überstanden haben, können eine Fahrt auf der „Galactica“ wagen. Diese Sensation wurde 1985 erstmals als Weltneuheit im Fahrgeschäft auf der Sterkrader Fronleichnamskirmes vorgestellt. Dieses Karussell ähnelt einer fliegenden Untertasse, die in schwindelnde Höhen steigt, dabei mit rasender Geschwindigkeit Pirouetten dreht und sich gleichzeitig in einem Winkel von 90° neigt.

Allein die Statik dieses elektronisch gesteuerten und computerüberwachten Abenteurers kostete den Besitzer eine Viertelmillion.

Das sich langsam drehende Riesenrad, das Kettenkarussell, Schiffschaukel und Auto-Scooter fallen auf der Sterkrader Fronleichnamskirmes in die Kategorie – Altes und Bewährtes –.

Hierzu gehören auch die Raupe, seit Jahrzehnten der Ort, an dem

Liebende sich finden können und die vielen Kinderkarussells, die über den ganzen Rummelplatz verteilt, den Kleinen viel Freude bereiten.

Auch denen, die lieber festen Boden unter den Füßen spüren, hat die Sterkrader Fronleichnamskirmes etwas zu bieten.

Sie können ein Kuriositäten-Varieté besuchen, in dem u. a. Feuerspeier, Schwertschlucker, Pantomime und die „Dame ohne Unterleib“ zu bestaunen sind. Hier werden alte Attraktionen mit viel Show und Glamour wiederbelebt.

Andere Besucher werden von der Boxbude magisch angezogen. Ihr, inzwischen schon traditioneller Standort, ein Hinterhof an der Brandenburger Straße, ist besonders in den Abendstunden gut besucht. Nicht nur der Wettkampf im Innern des Zeltes, sondern auch die Show der Akteure auf der provisorisch errichteten Bühne vor dem Boxzelt ist sehenswert.

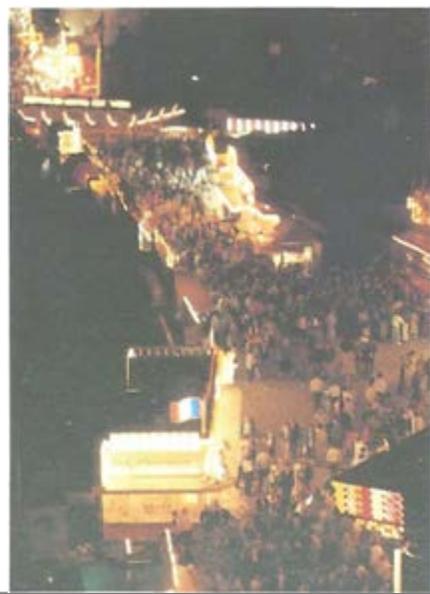
Neben den eher unscheinbar anmutenden Kandidaten hüpfen ein schwarzer Boxer unentwegt – lässig und einbeinig – über sein Springseil. Ein Zwei-Zentner-Mann im roten Trikot posiert, als wolle er mit Arnold Schwarzenegger konkurrieren. Ein grimmig aussehender Catcher wackelt mit der Stirnglatze,

was ihn noch bedrohlicher erscheinen läßt.

Die Bühnenshow hat zwei Aufgaben zu erfüllen: Erstens soll die Menschentraube vor der Bühne ins Festzelt gelockt werden, wobei der Veranstalter ein saftiges Eintrittsgeld kassieren kann. Zweitens werden Kampfpartner aus dem Publi-

kum gesucht. Hierbei fallen schon mal derbe Worte, um Unschlüssige zum Wettstreit zu provozieren. Als Anreiz winkt dem Sieger eine Prämie von 50–250 DM, je nach Kampfstärke des zu bezwingenden Gegners.

Für „Heldentaten“ kleinerer Art steht der „Hau den Lukas“ bereit.



Während die einen auf der Sterkrader Fronleichnamskirmes ihre Stärke beweisen, bekennen andere mit Lebkuchenherzen ihre Gefühle. Den braunen Untergrund zieren Worte aus weißem Zuckerguß, die lauten: „Auf immer Dein“, „Mausi“ oder „Vati ist der Beste“. Und so baumelt manchem Kirmesbesucher

ein optischer Liebesbeweis vor der stolz geschwellten Brust.

Das Stichwort „Lebkuchen“ eröffnet einen ganz wesentlichen und umfassenden Bereich der Sterkrader Fronleichnamskirmes: die lukullischen Genüsse.

Von der obligatorischen Bratwurst bis zur Schweinshaxe, vom

Matjes über Bratfisch, den Köstlichkeiten der Zuckerbäcker, heißen Waffeln, Sahnetorten und dem „Kirmeseis“ mit Schokohaube, alle erdenklichen Gaumenfreuden sind auf der Sterkrader Fronleichnamskirmes zu genießen. Die Kreativität der Schausteller in Sachen Leckerbissen ist enorm.





Neben neuen Varianten wie überbackener Camembert mit Preiselbeeren, Zwiebelkuchen oder frittierten Champignons stand im vergangenen Jahr erstmalig eine Sektkabine für gehobene Ansprüche zur Verfügung. Hier wurden u. a. Lachs, Hummer und Krabben-Cocktail serviert.

Nicht nur für die Aufnahme von fester Nahrung ist gesorgt. Die Gäste der Sterkrader Fronleichnamskirmes können ihren Durst auf jede erdenkliche Art löschen. Daneben laden die Weingärten, Bierstände und Straßencafés zum Verweilen ein.

Das Feuerwerk

Den glanzvollen Abschluß der Sterkrader Fronleichnamskirmes bildet am Montagabend ein großes Feuerwerk. Noch einmal drängen Menschenmassen durch die City. Punkt 23 Uhr stehen die Karussells still und die Musik verstummt.

Vom Volkspark aus werden unzählige Raketen, Windräder und Kracher abgefeuert, die vom Publikum mit vielen „Ohs“ und „Ahs“ bestaunt werden.

Dieses Feuerwerk haben die Schausteller finanziert, um sich bei ihren Gästen zu bedanken.

Am Ende des Feuerwerks ertönt aus den Straßen ein kräftiger Applaus. Die Karussells beginnen sich ein letztes Mal zu drehen. Musik ertönt aus den Lautsprechern, und wer will, kann noch einmal dabei sein. Dennoch ist die Aufbruchstimmung spürbar.

Man weiß schon, in dieser Nacht beginnt der Abbau der großen Karussells. Viele kleine Unternehmen reisen in ein paar Stunden zu ihrem nächsten Standort.

Dienstag

Es wird noch einige Tage dauern, bis die letzten Waggons die Stadt verlassen haben. Für die Sterkrader beginnt am Dienstagmorgen der Alltag.

Rückblickend war es mal wieder schön.

Nach fünf turbulenten Tagen genießt man die wiedereinkommende Ruhe. Langsam kann die Flut von Sinnesreizen verarbeitet und der Geldbeutel wieder aufgefüllt werden. Denn, das muß auch erwähnt werden, ein Bummel über die Sterkrader Fronleichnamskirmes kann zu einem teuren Spaß werden, da sie zu einem Paradies für Konsumenten geworden ist.



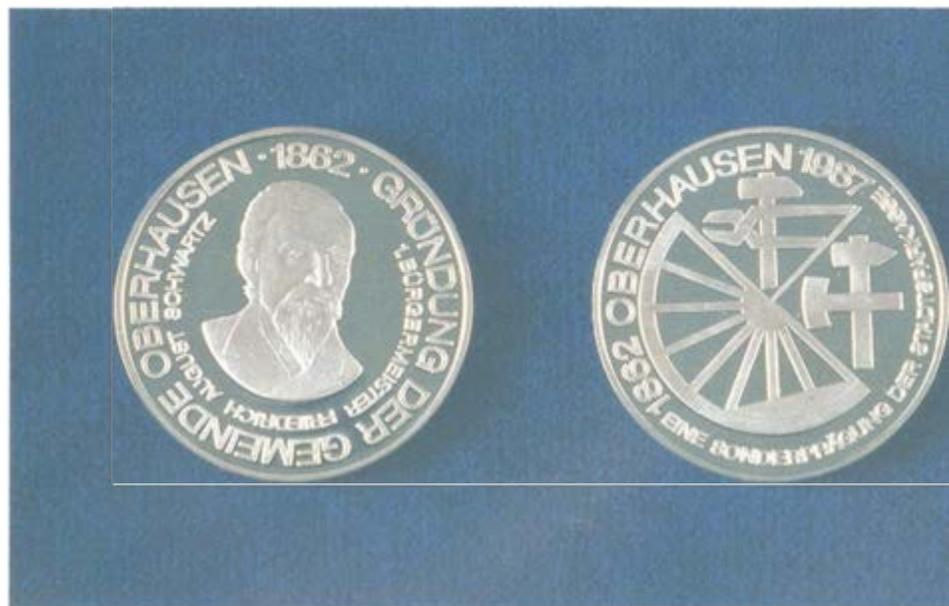
SILBERMEDAILLEN FÜR DIE HEIMATGESCHICHTE

Sondermünzen der Stadtparkasse prägen wichtige Ereignisse und Daten in "O"

Geschichtsbewußtsein und tiefe Verbundenheit mit der Stadt, in der man lebt, arbeitet und Arbeit gibt, lassen sich auf vielfältige Weise dokumentieren. In diesem Sinne setzt die Sparkasse Oberhausen seit vielen Jahren außergewöhnliche und auch originelle Akzente, die weit über den Rahmen dessen hinausgehen, was unter dem Alltagsgeschäft eines Kreditinstitutes zu verstehen ist. Im Umfeld spektakulärer Initiativen wie der gewichtigen, gegen die Jugendarbeitslosigkeit in unserer Stadt ankämpfenden Sparkassen-Bürgerstiftung etwa oder der breitgefächerten Jugendförderung insgesamt, aber auch kultureller Aktivitäten, die wie beim Galakonzert zum Auftakt der Feierlichkeiten des Gemeindejubiläums für ein einmaliges und unvergeßliches Opern- und Operettenereignis, bei den erlesenen Ausstellungen in der „S“-Galerie oder den im gesamten Stadtbild verankerten Kunstwerken für dauerhafte Erlebnisse sorgten und sorgen, gehören die Sondermünzen der Stadtparkasse zu den unspektakulärsten, gleichwohl aber liebevollsten und begehrtesten Belegen für den Slogan „Mehr als ein Kreditinstitut“. Seit Jahren begleiten sie wichtige Ereignisse, „prägen“ sie eine ganz besondere Note in die Feierlichkeiten zu geschichtsträchtigen Daten. So erinnerte beispielsweise eine Silbermedaille, die die Stadtparkasse 1974 auflegen ließ, an das Ereignis in der Oberhausener Geschichte schlechthin: Genau 100

Jahre zuvor, am 10. September 1874, waren der Gemeinde Oberhausen durch „Allerhöchsten Erlaß allergnädigst“ die Stadtrechte verliehen worden. Da traf es sich gut, daß es im gleichen Jahr ein weiteres Jubiläum zu feiern galt. 1924 nämlich hatten Sparkassenvertreter aus 28 Ländern in Mailand die Einrichtung eines Weltspartages beschlossen. „50 Jahre Weltspartag“, da war das Motiv für die Rückseite der Silbermedaille gefunden, die so trefflich die enge Verbindung der Stadtparkasse mit ihrer Stadt augenfällig zeigen konnte. Nur fünf Jahre später stand erneut das Jubiläum eines allerdings umstrittenen, stadhistorischen Großereignisses an. Und wieder nahm die Stadtparkasse dieses zum

Anlaß, eine Silbermedaille herauszubringen, die wie auch die erste von Sparkassenmitarbeiter Klaus Jochen Nitka gestaltet wurde. Sie erinnerte ab August 1979 an die 50 Jahre zurückliegende Verschmelzung von Oberhausen, Osterfeld und Sterkrade zu Groß-Oberhausen. Hatte die erste große regionale Neuordnung anno 1929 und in den ersten Jahren danach noch die Sterkrader und Osterfelder Gemüter ob der aufgezwungenen Eingemeindung auf das Äußerste erregt, so fand die Jubiläumsmedaille 50 Jahre später in allen drei Stadtteilen ungeteilten Beifall. Auf der Vorderseite paarten sich das schräge O und das „S“ als Symbole der Stadt und ihrer Sonderprägung: 1. Bürgermeister Schwartz.





Sonderprägungen dokumentieren wichtige Ereignisse: 100 Jahre Stadtrechte, 125 Jahre Gemeinde Oberhausen, 675 Jahre Holten, 225 Jahre Schmachtendorf, 50 Jahre Groß-Oberhausen.

rer Stadtparkasse, auf der Rückseite demonstrierten die Wappen von Oberhausen, Osterfeld und Sterkrade eine in fünf Jahrzehnten trotz der „trennenden“ Emscher mühsam gewachsene Eintracht. „1000/1000 Feinsilber“ wurde dann auch wieder 1985 edle Metallbasis einer Sonderprägung der Stadtparkasse zum 675jährigen Bestehen eines uralten Vorortes im eigentlichen noch recht jungen Oberhausen. Von Girlanden umrahmt grüßen von der Vorderseite „675 Jahre Holten“, das Wappen und ein anmutiger Ausschnitt aus dem alten Ortskern, die erneut von Nitka entworfene Rückseite „Stadt Oberhausen – 1929“ stellt geographisch die Holtener Präsenz im Nordwesten des gesamten Stadtbildes dar. Im Gemeindejubiläumsjahr 1987 gewann die Stadtparkasse Oberhausen gewissermaßen gleich drei Silbermedaillen für unsere Stadt. So sorgte sie dafür, daß im großstädtischen Trubel um das 125jährige Bestehen der Gemeinde Oberhausen nicht unterging, daß es in ihrem hohen Norden ein noch geschichtsträchtigeres Jubiläum zu feiern gab. Der feinsilbrige Hinweis darauf, daß Schmachtendorf im-

merhin exakt 100 Jahre älter ist als die Gemeinde Oberhausen, trägt auf der Vorderseite das Schmachtendorfer Wappen mit den Jubiläumsdaten zur Schau, ein reizvolles Motiv Alt-Schmachtendorfs aus der Zeit um die Jahrhundertwende zielt die Rückseite. Für die Gestaltung der Silbermedaille zum kleineren Jubiläum der großen Stadt verpflichtete die Stadtparkasse den in Duisburg lebenden, weitgehend aber in Oberhausen arbeitenden Künstler Gerd Losemann. Auf der Vorderseite der Medaille symbolisierte Losemann die für das Wachsen und Werden Oberhausens einst so entscheidenden, heute arg ramponierten, großindustriellen Standbeine Kohle und Stahl, auf der Rückseite wurde Friedrich August Schwartz, der erste Bürgermeister der Gemeinde Oberhausen, porträtiert. Ein Schlußpunkt unter die Silbermedaillenflut der Stadtparkasse Oberhausen anno 1987 wurde Ende des Jahres mit der Herausgabe des ersten Oberhausener Weihnachtstalers gesetzt. Solche Taler aus Feinsilber sollen auch in den nächsten Jahren religiöse, geistige und künstlerische Werte ver-

schmelzen. Für die Rückseite der Erstausgabe dieser wunderschönen Idee wählte man ein Motiv aus dem reichen Schaffen Albrecht Dürers; die Vorderseite zeigt, wie hätte es zum Start auch trefflicher sein können, die älteste Oberhausener Kirche, St. Pankratius in Osterfeld. Immerhin kann die Pfarrgemeinde St. Pankratius in diesen Jahren auf ihr 1000jähriges Bestehen zurückblicken. Für Münzsammler – und nicht nur für die – gewiß ein reizvolles Objekt, und genau hier gewinnen die Sonderprägungen der Stadtparkasse noch einmal ganz besondere Attraktivität. Die Auflagen sind limitiert und bewußt niedrig gehalten, sind so auch für leidenschaftliche Münzsammler hochinteressant. Daß die Silbermünzen in einem eleganten Schmucktui verkauft werden, versteht sich bei der Stadtparkasse nachgerade als Selbstverständlichkeit. Und daß die mittlerweile doch beachtlichen Verkaufserlöse bislang ausschließlich gemeinnützigen Zwecken zuflossen, daß sich dieses auch künftig nicht ändern wird, auch das ist bei der Stadtparkasse längst eine Normalität, nichtsdestoweniger aber eine aner kennenswerte. Einmal allerdings wurde der Rahmen der „Normalität“ auf hinreißende Weise gesprengt. Da kündigte die Stadtparkasse Oberhausen vor einigen Jahren für den 1. des Monats, der bekanntlich macht, was er will, die Herausgabe eines Drei-Mark-Stückes an. Nicht wenige Bürgerinnen und Bürger unserer Stadt waren es, die just an diesem Tag an den Schaltern der Stadtparkasse der Wiedergeburt des alten Talers harreten. „April, April“, die Stadtparkasse ist halt in vielfältiger Weise „Mehr als nur ein Kreditinstitut“. Gleichwohl hätte sich gewiß manch einer die Sammlung der vielen Silbermedaillen, die die Stadtparkasse für unsere Stadt inzwischen gewonnen hat, mit einem solchen Taler vergoldet.

Nun liegt der fünfte Band der 1983 begonnenen Jahrbuchreihe „Oberhausen“ vor. Wieder mit Geschichten und Stories, mit Ernstem und Heiterem, mit Kultur und Politik, Sport und Freizeit; farbig illustriert und leicht lesbar dargeboten.

Ein Lese- und auch Bilderbuch für interessierte Bürgerinnen und Bürger und für alle, die mit unserer Stadt verbunden sind.

Die Titelgeschichte zeigt Oberhausen wie es sich heute darbietet; sie räumt auf mit dem Klischee von Ruß und Dreck, das dem Revier fälschlich immer noch anhaftet.



Plitt-Verlag, Oberhausen